

Winkler, Hartmut: Ähnlichkeit. Berlin: Kadmos 2021
<https://homepages.uni-paderborn.de/winkler/Winkler--Aehnlichkeit.pdf>

Auszug: Kapitel 10, 11 und 16 (S. 159-193, 277-289)
Web-Veröffentlichung 2024
<https://homepages.uni-paderborn.de/winkler/Winkler--Trennen-und-Verbinden.pdf>

Hartmut Winkler

Trennen und Verbinden

Identität und Differenz – Die Basis-Polarität des semiotischen Prozesses.

– Kapitel 10, 11 und 16 in meinem Buch ‚Ähnlichkeit‘ –

10

Ähnlichkeit, Identität und Differenz

Was bedeutet es, sich oder etwas zu identifizieren?

1. Intro

Wie in der Einleitung angekündigt, komme ich nun zum Kern meines Arguments: Das vorliegende, zehnte Kapitel liefert, was ich für die eigentliche Innovation meines Buchs halte; ich werde prüfen, was es heißt, dass die Ähnlichkeit im Spannungsfeld zwischen Identität und Differenz ihren Ort hat; und ich werde zeigen, dass sich hier – im Spiel zwischen Identität und Differenz, Ähnlichkeit und Schemabildung – einer der basalen Mechanismen verbirgt, die die Medien bestimmen.

Dies ist – zugegeben – eine weitreichende These. Umso mehr möchte ich dafür werben, der Entfaltung der einzelnen Schritte etwas Zeit zu geben. Während das vorliegende Kapitel Identität und Identifizieren zu klären versucht, wird das darauffolgende, elfte, die Differenz in den Mittelpunkt stellen. In meinem Abschlusskapitel werde ich den Ertrag speziell für das Feld der Semiotik summieren.

Setzen wir noch einmal bei dem oben skizzierten Grundschema an. Wenn zwei Dinge oder Ereignisse einander ähnlich sind, sind sie weder identisch noch vollständig different; zwischen den Polen der Identität und der Differenz spannt sich der weite Bereich der Ähnlichkeit auf.



Dinge, die ähnlich sind, mögen sich in vieler Hinsicht unterscheiden, einige Eigenheiten aber müssen sie gemeinsam haben, sie müssen vergleichbar sein.¹

¹ Diesen Aspekt habe ich im Kapitel 7: Ähnlichkeit – inwiefern diskutiert.



Dasselbe gilt für die Wiederholung. Auch sie verbindet Identität und Differenz.



2. Identität?

Die Konzepte Identität und Differenz sind hier zunächst alltagssprachlich verwendet; sieht man näher hin aber erweist sich insbesondere der Pol der Identität als tückisch; und es stellt sich heraus, dass es völlig unterschiedliche Typen von Identität gibt, was für die Frage nach der Ähnlichkeit wiederum einige Konsequenzen hat.

Unsere Vorstellung von Ähnlichkeit ist an die Praxis des Vergleichens gebunden. Zwei Dinge werden miteinander konfrontiert und erweisen sich als mehr oder minder ähnlich.² Wenn es also immer um mindestens zwei Dinge geht: Können diese dann überhaupt je ›identisch‹ sein? Im strengen Sinn sicherlich nicht.

Fast könnte man sagen, gerade das Gegenteil sei der Fall; denn ein erster Typus von ›Identität‹ würde diese in die Nähe von Individualität rücken. Insbesondere Personen/Individuen sind mit sich identisch und als Einzelne identifizierbar, insofern und insoweit sie sich radikal unterscheiden. Und dasselbe gilt auch für andere Dinge; wenn ein Ding oder ein Ereignis einzigartig ist, man denke an ein Kunstwerk oder an eine große Katastrophe, würde man es inkommensurabel nennen. In diesem Fall ist weder etwas ›Ähnliches‹ denkbar noch eine Wiederholung.³

² ... oder es ist umgekehrt: In einer Masse heterogenen Materials treten zwei Dinge als ähnlich hervor.

³ Ob es tatsächlich vollständig inkommensurable Dinge gibt, sei dahingestellt.

So gefasst wäre Identität radikale Differenz oder Singularität. Beide aber würden gerade nicht auf die linke Seite meiner Skizze fallen, sondern – einigermaßen verblüffend – auf die rechte.



Bzw.:

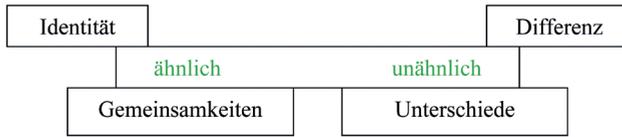


Wie also kann das sein? Offenbar muss es neben der Identität als radikaler Differenz noch einen anderen Typus geben und ›Identität‹ auf der linken Seite muss etwas anderes meinen. Alle nun folgenden Überlegungen dienen dazu, dieser Frage näher zu kommen.

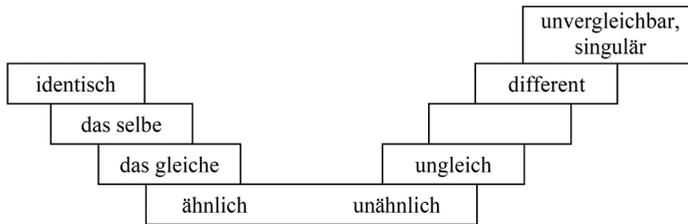
3. Zwischenüberlegung

Wenn man zwei Dinge miteinander vergleicht und dabei Gemeinsamkeiten/Ähnlichkeit feststellt, werden diese Dinge niemals völlig zusammenfallen, niemals völlig ›identisch‹ sein. Entsprechend kann ›Identität‹ nur der extremste Punkt jenes Spektrums sein, in dem Ähnlichkeit sich bewegt. Als erstes also wäre von einer pragmatisch ermäßigten Identität auszugehen.

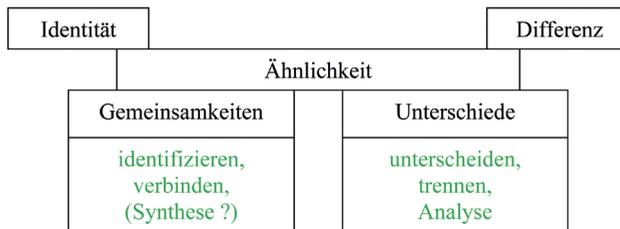
Zum zweiten wird man konstatieren müssen, dass Ähnlichkeit selbst keineswegs ein neutrales Konzept ist, das ausgewogen in der Mitte zwischen Identität und Differenz seinen Platz hätte, sondern Ähnlichkeit hat selbst einen deutlichen Bias, insofern sie nach links zunimmt, während sie sich auf der rechten Seite verliert:



Zudem, und das wäre ein dritter Punkt, sollte man sich klar machen, dass die Alltagssprache ungleich feiner abstuft:



Und schließlich kann es lohnen, die konkrete Tätigkeit des Vergleichens zu betrachten und statt der Substantive die entsprechenden Verben heranzuziehen:



Nun wird deutlich, dass am Pol der Differenz zentrifugale Kräfte, Kräfte der Abstoßung wirksam sind, am Pol der Identität dagegen zentripetale Kräfte:



Und dies verändert das Bild tatsächlich. Möglicherweise nämlich ist wichtiger als die Identität die Operation des *Identifizierens*. Man kann sich selbst

identifizieren, durch Vorzeigen eines Ausweises, man kann sich mit einer Gruppe oder mit einem Schauspieler identifizieren, man kann ein Ding mit einem anderen identifizieren, und schließlich kann man ein Ding *als etwas* identifizieren, und das heißt erkennen.⁴

All das deutet darauf hin, dass es bei der Diskussion um die Ähnlichkeit möglicherweise um wesentlich mehr geht als um den Vergleich zweier Dinge, dass die hier verfolgte Frage einen völlig neuen Maßstab bekommt. Denn was bedeutet es, wenn sich – vermittelt durch die Ähnlichkeit – mit Trennen und Verbinden, Analyse und Synthese zwei der basalsten und möglicherweise weitreichendsten Kulturtechniken gegenüberstehen? An dieser Stelle gewinnt meine Überlegung Anschluss an ein ganzes Feld tradierter kulturwissenschaftlicher Fragen.

4. Etwas identifizieren, sich identifizieren

So diskutiert, um einen besonders prominenten Zeugen zu wählen, Adorno die Problematik der Identifikation am Beispiel des begrifflichen Denkens.⁵ Er will – ganz basal – die Begriffe von den Dingen unterscheiden, die es zu begreifen gilt. Während die Dinge immer in radikaler Weise konkret sind, ist es auch für Adorno das hauptsächliche Kennzeichen der Begriffe, dass sie subsumieren, immer also eine Anzahl an sich heterogener Dinge unter sich fassen. Begriffe haben deshalb einen notwendig abstrakten Charakter. Diese Abstraktheit hat zwei Gesichter: Einerseits ist sie unumgänglich, weil es ohne sie kein begriffliches Denken gäbe, andererseits tritt die Abstraktheit in Spannung zu den konkreten Einzeldingen. Die Abstraktion der Begriffe also tut dem zu Begreifenden – das ist der wirklich ungewöhnliche Gedanke in Adornos ›Negativer Dialektik‹ – Unrecht an.

⁴ Vgl. Ritter, Joachim (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 4, Eintrag: Identifikation. Basel: WBG 1976, S. 140.

⁵ Adorno, Theodor W.: Negative Dialektik. In: Ges. Schriften, Bd. 6, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1982, S. 7–412, insbes. S. 23, 137ff. (EV.: 1966).

In meiner Skizze würden die Konkreta auf die Seite der Differenz fallen,⁶ die Begriffe auf die Seite der Identität. Und gleichzeitig hat sich auch das Konzept von Identität verschoben: Folgt man Adorno nämlich, wäre Kennzeichen des identifikatorischen Denkens, dass man ein Ding oder ein Ereignis *mit etwas Anderem* oder *als etwas* identifiziert. Zwei Dinge zu vergleichen wäre so betrachtet ein Sonderfall. Der allgemeinere wäre, dass es auf der Seite der Identität ein bereits etabliertes *Konzept* oder *Muster* gibt, an dem sich das jeweils einzelne Konkrete bemisst.

Und dasselbe würde – völlig vergleichbar – für alle Typen von Mustern und Schemata gelten; z. B. für jene, die die *Bildmedien* regieren, das machen Horkheimer/Adorno in der Dialektik der Aufklärung klar,⁷ wenn sie den strikten Schematismus der Kulturindustrie kritisieren und ihr vorwerfen, in der Wiederholung letztlich das ›Immergleiche‹ zu produzieren.



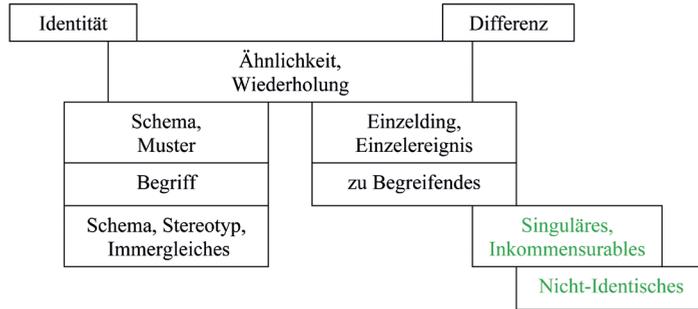
Und schließlich prägt Adorno – als Gegenkonzept zum identifizierenden Denken – den Begriff des ›Nicht-Identischen‹, der festhalten soll, was sich der Schematisierung entzieht.⁸ Statthalter des Nicht-Identischen ist bei Adorno die Kunst,⁹ und hier vor allem die Zwölftonmusik, die die Wiederholung tabuisiert und die Schemabildung auf systematische Weise zurückdrängen will.

⁶ ...jedenfalls dann, wenn man die Einzeldinge als in radikaler Weise einzeln, als (zunächst) singulär betrachtet...

⁷ Horkheimer, Max; Adorno, Theodor W.: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Adorno, Th. W.: Gesammelte Schriften. Bd. 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981 (EV.: 1944/47).

⁸ Adorno, Negative Dialektik, a.a.O.

⁹ Vgl. Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie. In: Ges. Schriften, Bd. 7, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970.



Das Singuläre/Inkommensurable und das Nicht-Identische ähneln dem, was oben radikale Differenz genannt wurde.

5. Derrida, Butler

Zwanzig Jahre später hat Derrida ähnlich argumentiert.¹⁰ Derrida fokussiert nicht auf Ähnlichkeit, sondern ganz auf Wiederholung, und er betont stärker als Adorno, dass es *heterogene* Einzelereignisse sind, die die Wiederholung miteinander verkettet. Bei Derrida mündet Wiederholung in *differance* (und eben keineswegs in das Immergleiche). Derrida ist in extremer Weise kritisch gegenüber jeder Vorstellung von Identität. (Den naheliegenden Einwand, dass Wiederholung notwendig ein Moment von Ähnlichkeit und damit von Identität enthält, grenzt er weitgehend aus).

Und noch einmal zwanzig Jahre später nimmt Butler das Argument Derridas auf.¹¹ Sie macht die politische Pointe, dass Wiederholung, indem sie eine *Verschiebung* bewirkt, performativ das Neue hervorbringt. Und auch dieses Argument würde vollständig auf die Seite der Differenz fallen.



¹⁰ Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983 (EV., frz.: 1967).

¹¹ Butler, Judith: *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1991, S. 37–62, 180ff., 206ff. (EV., am.: 1990).

Neu an den Konzepten Derridas und Butlers ist, dass nun die Zeit eine größere Rolle spielt; zum einen, insofern Wiederholung, anders als Ähnlichkeit, immer prozesshaft, immer an Zeit gebunden ist; und zum anderen, insofern Derrida wie Butler Verschiebung und Wandel in den Fokus stellen. Und ebenso neu ist, dass es nun endgültig nicht mehr um den Vergleich nur zweier Dinge oder Ereignisse geht. Wiederholung vielmehr kann mühelos eine sehr große Anzahl von Einzelereignissen verketteten.

Bei Derrida wie bei Butler allerdings, das wäre mein Einwand, fehlt der Begriff des Musters. Muster, Schemata und Stereotypen haben einen grundsätzlich anderen Status als Einzelereignisse. Wenn gesagt wurde, dass es Muster sind, denen die Einzelereignisse gegenüberstehen und an denen Ähnlichkeit (Identität und/oder Differenz) sich bemisst, dann wird man mitdenken müssen, dass diese ein ungleich größeres Eigengewicht, eine größere Stabilität und Beharrungskraft haben.

Wie also kann man all das zusammendenken? Sind Identität und Differenz, Ähnlichkeit, Vergleich, Einzelereignis und Muster in einem regelhaften Mechanismus verbunden? Ich denke, dass man – wieder im Rückgriff auf die Schematheorie – einen solchen Mechanismus tatsächlich zeigen kann und dass dieser einen Schlüssel für ein erweitertes Verständnis der Ähnlichkeit bietet.

6. Zwischenüberlegung: Ist das Einzelding oder Einzelereignis nur different?

Bevor dies möglich ist allerdings erscheint es mir sinnvoll, die gerade entwickelte Vorstellung in einem Punkt zu modifizieren: In meiner Skizze standen sich Schema und Einzelereignis gegenüber, das Schema auf der Seite der ›Identität‹, das Einzelereignis auf der Seite der Differenz. Das Einzelereignis also schien ganz auf die Seite der Differenz zu fallen. Derrida und Butler würden dies tatsächlich so sehen, weil sie das Einzelereignis – letztlich – für singular und inkommensurabel halten;¹² und anders/ähnlich Adorno, weil er im jeweils Einzelnen den Widerpart der Schematisierung sieht.

¹² Diese Auffassung wurde auch von anderen poststrukturalistischen Autoren vertreten; Beispiel sei Deleuze, für den das Konzept der ›Singularität‹ einen hohen Stellenwert hat und

Diese Entscheidung aber erscheint mir keineswegs zwingend. Deshalb schlage ich vor, das Einzelding oder Einzelereignis von der Differenz zu lösen und es – und sei es provisorisch – in der neutralen Mitte zwischen Identität und Differenz zu positionieren:



Dies hat den Vorteil, dass zunächst offenbleibt, auf welche Weise Einzelereignis und Schema interagieren und welche Rolle ›Identität‹ und Differenz in dieser Interaktion spielen.¹³

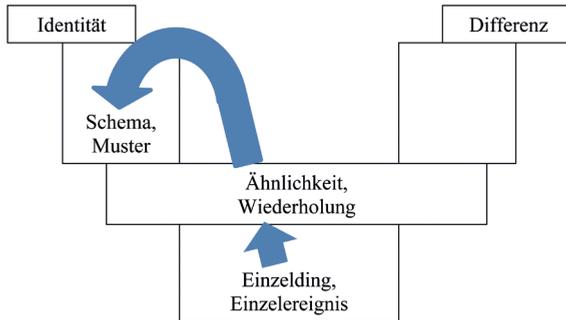
7. Schemabildung

Nun, denke ich, liegt, was gebraucht wird, bereit. Was den Mechanismus angeht, möchte wieder bei der Frage ansetzen, wie es zu der Herausbildung von Mustern oder Schemata überhaupt kommt. Ich habe es in meiner Überlegung zur Schemabildung beschrieben: Alle Theorien, die sich mit Musterentstehung befassen, würden hier auf die Wiederholung verweisen.¹⁴ Entsprechend kann die Antwort nur sein, dass es eben nichts anderes als die (wiederholte) Feststellung von Ähnlichkeit ist, die – kumulativ – zur Bildung von Mustern führt.

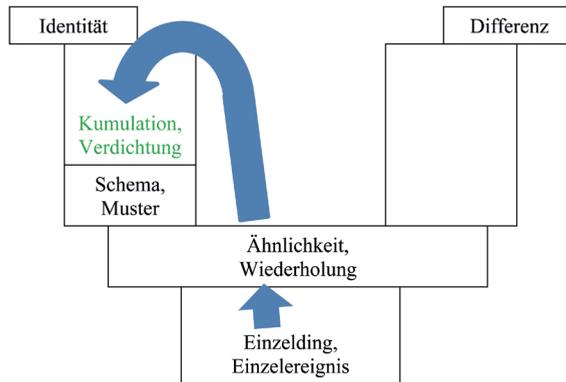
der – ähnlich wie Derrida – selbst aus dem Begriff der Wiederholung jedes Moment von Identität ausschließen will (vgl. Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung. München: Fink 1992 (EV., frz.: 1968)).

¹³ Und noch ein zweites würde hierfür sprechen: War oben doch eines der Ergebnisse, dass auch das Einzelding oder Ereignis nicht einfach gegeben ist, sondern erst im Spiel von Identität und Differenz als ein einzelnes sich überhaupt aus dem Kontext herauslöst (vgl. Kap. 5). Wenn es also tatsächlich einen ›Mechanismus‹ gibt, der Einzelereignis und Schema aufeinander bezieht, dann wird man auch dieses berücksichtigen müssen.

¹⁴ Dies gilt sowohl für die Schematheorie als auch für die Kognitionstheorie, die Theorien zum Habitus, zum sozialen Gedächtnis, für Wahrnehmungstheorien wie die Gestalttheorie und schließlich auch für Theorien zur individuellen Sozialisation.

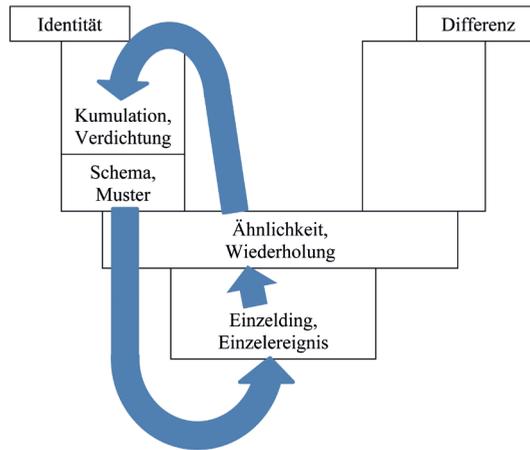


An anderer Stelle habe ich den Vorschlag gemacht, hierfür korrespondierend zum Begriff der Verschiebung den der Verdichtung ins Spiel zu bringen.¹⁵ Wenn es die Wiederholung ist, die Schemata und Muster hervorbringt, so hat dies einen quantitativen Aspekt; denn sicher sind sehr viele Einzelereignisse nötig, damit dies geschehen kann. Der Begriff der Verdichtung hält dieses quantitative Verhältnis fest; Muster und Schemata sind das Produkt einer Verdichtung. Jede Feststellung von Ähnlichkeit stärkt das Schema und schreibt in das Schema zurück.



Dies schließlich eröffnet die Chance, den gesamten Zusammenhang prozesshaft, als einen zeitlichen Vorgang, zu remodellieren. Und da es um Wiederholung geht, drängt sich – wieder – die Vorstellung auf, dass es sich um einen *Zyklus* handelt:

¹⁵ Winkler, Hartmut: Docuverse. Zur Medientheorie der Computer. München: Boer 1997, S. 13–184; W., H.: Diskursökonomie. Versuch über die innere Ökonomie der Medien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 110–130.



Damit ist nicht nur das Schema abhängig von der Wiederholung (abhängig davon, was sich in den Einzeldingen und -Ereignissen ähnelt und wiederholt), sondern das Schema setzt sich auch der Verschiebung aus, die das Einzelereignis, insofern es immer auch different ist, bewirkt. Schemata sind in Maßen eben auch veränderbar und selbst Verschiebungen unterworfen. (In der Schematheorie, ich habe es referiert, wird diese Anpassung ‚Tuning‘ genannt).

Was meine Skizze nur im Begriff der Verdichtung festhält, nicht aber wirklich zeigen kann, ist der Unterschied im Gewicht: die Tatsache, dass sich auf der Schemaseite so etwas wie Massenträgheit (und damit ein Widerstand gegen Anpassung) entwickelt.

8. Zwischenüberlegung: Sind die Schemata nicht immer schon da?

Und noch ein weiterer Einwand drängt sich an dieser Stelle auf: Denn was heißt es zu fragen, wie es zu der Herausbildung von Mustern überhaupt kommt? Gehört es nicht zum Begriff des Schemas, dass es vorgängig ist? *Sind die Schemata nicht immer schon etabliert?* Übernehmen wir nicht, wenn wir sprechen lernen, den Wortschatz und die Regeln der Sprache, die wir vorfinden? Und gilt das nicht letztlich für alle Schemata, Muster und Regeln? Werden wir nicht in stabil etablierte Verhaltenscodes hineinsozialisiert, die lange vor uns bestanden und unsere Lebenszeit mühelos überdauern?

All das ist richtig. Und dennoch wird man darauf beharren müssen, dass Muster und Schemata nicht vom Himmel fallen. So fest und vorgeprägt sie erscheinen, so klar ist eben auch, dass sie sich im Verlauf des historischen Prozesses herausgebildet haben. Und innerhalb des historischen Prozesses eben – durch Wiederholung.

Wenn die Schemata und Muster ›fest‹ erscheinen, dann weil sie sich in einer großen Zahl von Wiederholungszyklen *verfestigt* haben. Besonders deutlich ist dies im Fall von Stereotypen; niemand will, dass Stereotypen entstehen, niemand hat sie erfunden, geplant oder bewusst in die Welt gebracht; erst in einer langen Kette von ›Western‹ tritt die Tatsache hervor, dass es sich überhaupt um ein Genre und um ein Set von Stereotypen handelt.

Zunächst also betrifft die Wiederholung die Produkte; also das, was in Texten, Bildern oder Filmen zu beobachten ist. Exakt dasselbe aber gilt auch für die Seite der Rezipierenden: Diese durchlaufen eine individuelle Mediensozialisation, und es braucht eine ganze Kette einzelner Medienerfahrungen, damit sie Genres oder Stereotypen als solche identifizieren können. Auf beiden Ebenen – Diskurs und Mediensozialisation – gehen Einzelereignisse in Wiederholung über, und Wiederholung schlägt in Strukturbildung um. Exakt dies wollen Metaphern wie ›Verfestigung‹, ›Verdichtung‹ oder ›Verhärtung‹ zeigen.¹⁶

Es ist also beides richtig: Die Schemata sind sowohl vorgängig als auch das Resultat von Wiederholung. Als vorgängig erscheinen sie, wenn man nur ein einzelnes Ereignis, einen einzelnen Wiederholungszyklus betrachtet. Nimmt man dagegen die Kette der Wiederholungen insgesamt in den Blick, tritt hervor, dass die Wiederholung selbst das Schema hervorbringt.¹⁷

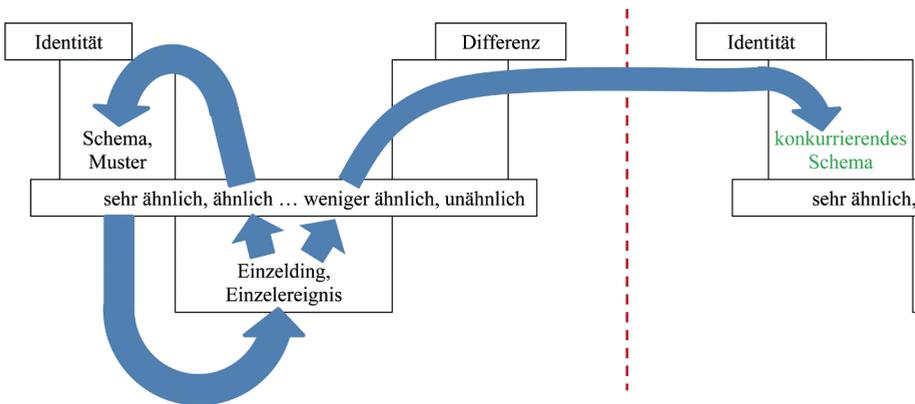
¹⁶ Die Vorstellung, dass fluide Praktiken in Strukturen umschlagen, hat es einigermassen schwer, sich durchzusetzen; ein Grund hierfür könnte sein, dass man die unabsehbar große Fläche der Praktiken nicht überblicken, und den Umschlag, das Entstehen der Muster und Schemata selbst nicht beobachten kann.

¹⁷ Goldstone, der 1994 den Zusammenhang von Ähnlichkeit und Kategorisierung untersucht, geht am Kern der Sache erhobenen Hauptes vorbei, weil er sich einen zirkulären Zusammenhang offenbar in keiner Weise vorstellen kann. Wenn er sagt: ›Similarity cannot explain categorization if it is dependent on categorization for definition‹, kann man nur erwidern: Sorry, exakt das ist der Fall, exakt diese Zirkularität gilt es zu fassen. (Goldstone, Robert L.: The role of similarity in categorization: Providing a groundwork. In: Cognition, 52 (1994), S. 125–157, hier S. 132).

9. Konkurrierende Muster, Bildung neuer Muster und Schemata

Kehren wir also auf den skizzierten Weg zurück und nehmen das Problem von Ähnlichkeit, Identität und Differenz wieder auf; denn ein Gedanke fehlt noch, der das Gesagte – in meinen Augen einigermaßen verblüffend – ergänzen und abrunden kann. Was nämlich geschieht, so wird man fragen müssen, wenn statt der Ähnlichkeit die Differenz (oder innerhalb der Ähnlichkeit nicht das Moment von Identität, sondern das der Differenz) überwiegt? Wenn das Einzelding/Einzelereignis *zwar* ähnlich ist, nicht aber ausreichend ähnlich, um sich dem fraglichen Schema zu fügen?

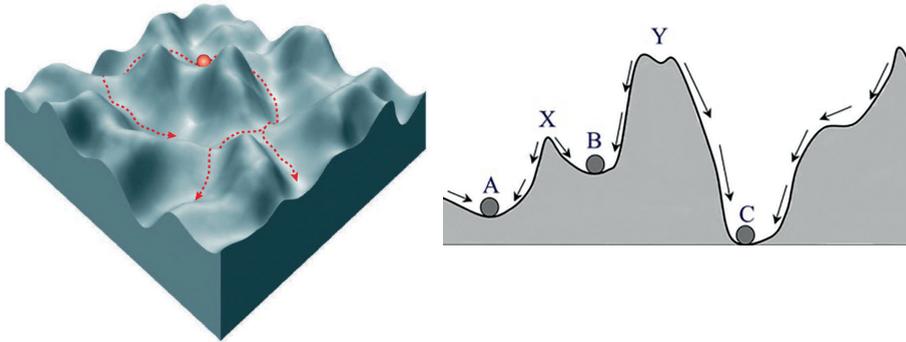
In diesem Fall, denke ich, kommt die Tatsache ins Spiel, dass es nicht nur ein Muster gibt, sondern dass jedes Muster mit einer großen Anzahl weiterer Muster konkurriert.



Ähnlichkeit ist insofern eine Sortiermaschine, die nach dem Maß der Ähnlichkeit Entscheidungen trifft: Reicht die Ähnlichkeit aus, geht das Einzelereignis via Verdichtung in das fragliche Schema ein; gibt es ein konkurrierendes Schema, dem das Einzelereignis ähnlicher ist, geht das Einzelereignis in den Zyklus des konkurrierenden Schemas über.¹⁸

¹⁸ Ramscar/Port referieren einen Text Andersons, der vollständig parallel argumentiert: »[T]he RATIONAL model of categorization (Anderson 1991) [...] creates hybrid representations in which a new item may either be used to update an existing cluster of similar examples [...] or, if unique enough, it may initiate a new cluster. Which choice is made is a function

Man kann sich dies im Bild einer Hügellandschaft veranschaulichen, in der Kugeln laufen:¹⁹



Hier sorgt die Schwerkraft dafür, dass sich die Kugeln quasi automatisch in den Tälern sammeln (wobei die Kugeln für die Einzelfälle stehen, und die Täler für die Schemata, Muster oder Kategorien). Die Gipfel fungieren als Punkte der ›Abstoßung‹ (hier wirken zentrifugale Kräfte), die Täler als Attraktoren (sie wirken zentripetal).

Die tückische Besonderheit im Fall der Schemata wäre, dass die Berge und Täler nicht vorgegeben sind, sondern sich – deshalb das Bild eines Zyklus – abhängig vom Lauf der Kugeln ebenfalls, wenn auch sehr langsam, verändern.

of the probability that the new item belongs to an existing cluster. When this probability is below a given threshold, a new cluster is created. If above the threshold, the existing cluster that it is most similar is updated to reflect the new exemplar.« (Ramscar, Michael; Port, Robert: Categorization (without categories). In: Dabrowska, E.; Divjak, D. (Hg.): Handbook of Cognitive Linguistics. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton 2015, S. 85 (Hervorh. H. W.)). Allerdings fehlt auch hier der Aspekt der Verdichtung.

¹⁹ Abb. 3d: © Nature Reviews Molecular Cell Biology, *Reprod. gen.*; https://www.researchgate.net/figure/Cellular-reprogramming-as-navigation-through-a-complex-attractor-landscapeIn-a-complex_fig1_26797458, 12. 2. 19; Abb. 2d: © Ghaderi, Ali: A mathematical theory for mixing of particulate materials, PhD thesis, University of Surrey, 2006. https://www.researchgate.net/figure/5-A-Heterogeneity-landscape-the-arrows-denote-the-directions-in-which-the-mixture_fig9_262876747, 12. 2. 19; Dank f. d. Gen. d. Reproduktion.

10. Folgerungen

All dies sind nicht mehr als Vorstellungen oder Modelle, und diese sind – das gestehe ich gerne zu – selbst einigermaßen modellhaft/schematisch/abstrakt. Was also, wird man fragen müssen, ist der Ertrag?

Ich behaupte, dass die skizzierte ›Maschine‹ – man lasse mir die Metapher durchgehen – von absolut grundsätzlicher Bedeutung für das Verständnis kultureller und semiotischer Prozesse ist. Eines der entscheidenden Rätsel scheint mir zu sein, auf welche Weise sich Schemata, Muster, Begriffe oder Kategorien herausbilden, in Wechselbeziehung zu den konkreten Diskursen – Textuniversen, Bildwelten... –, die der hauptsächliche Gegenstand der Kulturwissenschaften sind. Die Diskurse selbst sind konkret materiell; sie mögen komplex und verzweigt sein, was die Beobachtung notorisch erschwert, zumindest prinzipiell aber liegen sie – de Saussure sagt: in praesentia – offen zutage. Exakt dies gilt für die Schemata, Muster, Begriffe und Kategorien nicht.

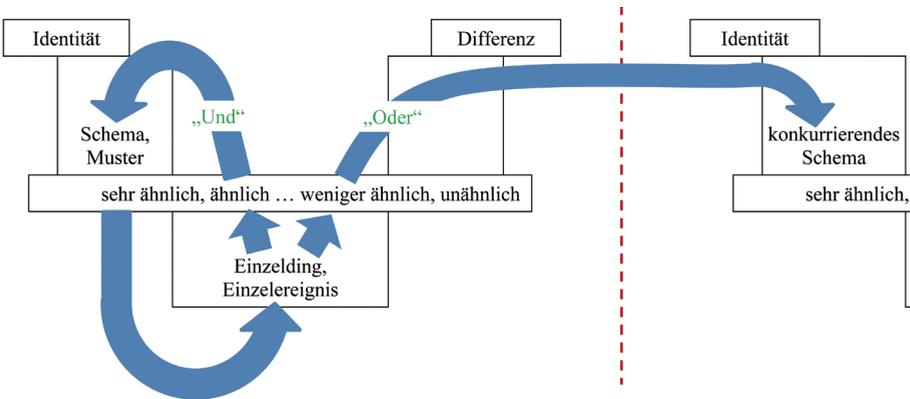
Ein Teil von ihnen, die Begriffe, sind als Worte auf der Oberfläche der Diskurse sichtbar. Schon wer nach deren ›Bedeutung‹ fragt aber sieht sich auf so obskure Dinge wie die Kompetenz und die Gedächtnisleistung der Sprachbenutzer verwiesen. Noch prekärer ist die Lage im Fall von Bildschemata oder -stereotypen, die in den manifesten Bildern keine zweifelsfrei materielle Entsprechung haben. Ob ein Bild ein bestimmtes Stereotyp erfüllt oder auch nur materiell enthält, muss insofern immer strittig bleiben.

Wie geht man mit einer solchen Lage um? Dass es Schemata und Muster gibt, würde niemand bestreiten. Und ebenso, dass die Muster (Schemata und Stereotypen, Regularitäten, Genregesetze...) große Macht haben, insofern sie die Diskurse unterhalb ihrer Oberflächen strukturieren. Wie aber – um die Frage noch einmal zu stellen – bilden sich Schemata und Regularitäten heraus?

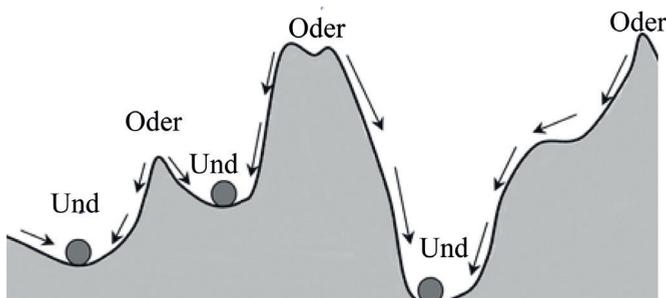
Die Antwort liegt in der Ähnlichkeit und in der skizzierten Maschine. Am Pol der ›Identität‹ wird akkumuliert; die zentripetale Kraft der Ähnlichkeit sorgt dafür, dass die Einzeldinge und Einzelereignisse sich aufschichten und verdichten. Der Preis, das war der Punkt bei Adorno, ist die Generalisierung. Mit jedem Durchlauf, mit jedem neuen Einzelereignis, jedem neuen Fall von Ähnlichkeit, jeder einzelnen Wiederholung, rückt das Schema von den Einzelereignissen weiter weg; es wird abstrakter. Und gleichzeitig gewinnt es an Eigenständigkeit und an Stabilität.

Und umgekehrt stellt jeder Einzelfall, insofern er eben auch different ist, das Schema in Frage und trägt es – tendenziell – ab. Dass es stabilisierte Schemata überhaupt gibt, dass sie sich gegen die nagende Entropie der Differenz behaupten können, zeigt, dass sich beide Seiten nicht einfach die Waage halten. Dies, denke ich, liegt daran, dass, wenn die Ähnlichkeit abnimmt, immer ein anderes Schema zur Verfügung steht, das ›ähnlicher‹ ist. Der Sprung zu dieser Alternative entlastet das ursprüngliche Schema und vermindert die Kraft der Differenz, die es abtragen würde.

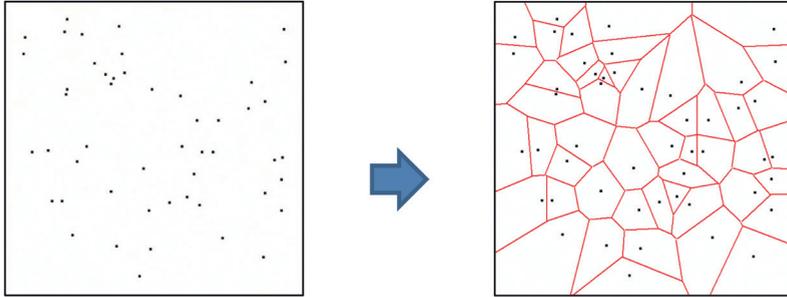
Deshalb habe ich das Ganze eine Sortiermaschine genannt. In einem letzten, etwas kühnen Schritt möchte ich den beiden Möglichkeiten deshalb das ›Und‹ und das ›Oder‹ zuordnen. Das ›Und‹ auf der Seite der Kumulation, das ›Oder‹ auf der Seite des Sprungs zur Alternative.



Ich meine hier das alltagsprachliche, nicht das logische Und und Oder. Das ›Oder‹ liefert die Distinktion, Grenzziehung oder Abstoßung, die, wie oben gesagt wurde, als zweite Kraft im Feld wirksam ist.



Bhatti/Kimmich verfolgen einen ähnlichen Gedanken, wenn sie auf die Prototypentheorie²⁰ und auf die sogenannten Voronoi-Diagramme verweisen, einen Typus von Algorithmen, die zur Mustererkennung eingesetzt werden.²¹



Voronoi-Algorithmen gehen von einer gegebenen Menge von Punkten aus und berechnen, wie die Grenzen der Flächen aussehen, die sie umgeben.²²

All dies deutet darauf hin, dass Distinktion, Grenzziehung und Abstoßung für die Konstitution der Schemata genauso wichtig sind wie die zentripetalen Kräfte des ›Und‹, die für Akkumulation und Verdichtung sorgen. Offenbar müssen die Schemata *auseinanderrücken*, sich unterscheiden, damit in ihrem Inneren Verdichtung stattfinden kann. Offenbar also *bedingen Verdichtung und*

²⁰ Bhatti, Anil; Kimmich, Dorothee: Einleitung. In: Dies. (Hg.): Ähnlichkeit. Ein kulturtheoretisches Paradigma. Konstanz: Konstanz UP 2015, S. 11 ff.

²¹ Ebd., S. 12; Abb.: Illustration der Voronoi-Algorithmen; den rechten Teil der Abbildung übernehme ich aus: http://www.algorithmic-solutions.info/leda_guide/images/voronoi_diagram.gif, © Algorithmic Solutions; Dank f. d. Gen. d. Reproduktion.

²² Dabei wird der Grenzverlauf so gewählt, dass jeder Punkt innerhalb einer Fläche näher zu seinem ›Zentrum‹ liegt als zu jedem anderen Zentrum. Was sich ergibt, ist eine Art Kachelmuster, das man Voronoi-Tessellation nennt. (Vgl.: <https://de.wikipedia.org/wiki/Voronoi-Diagramm>); zudem muss man wissen, dass es sich bei der grafischen Darstellung nur um eine Veranschaulichung handelt; der Algorithmus selbst ist nicht an die zwei Dimensionen der Fläche gebunden.

Mein Einwand wäre, dass im Fall der Identitäts- und Schemabildung, um die es mir geht, die Punkte/Zentren eben keineswegs vorgegeben sind. Aufgabe vielmehr wäre, den Vorgang so zu beschreiben, dass Zentren (›und‹) und Grenzen (›oder‹) gleichzeitig und in Wechselwirkung ihre Form gewinnen. Besonders interessant in diesem Zusammenhang sind deshalb Algorithmen, die ein sogen. ›Mean shift clustering‹ erlauben; (vgl. z. B.: <https://www.youtube.com/watch?v=Evc53OaDTFc>).

Distinktion einander; sie sind als gleich stark und als symmetrisch zu denken, in einem gemeinsamen Mechanismus systematisch miteinander verschränkt.²³

Und nun, ganz zum Schluss, wird ein Rückbezug auch auf den oben zuerst genannten Typus von Identität, die Identität als radikale Differenz, möglich. Identität als radikale Differenz greift aus der beschriebenen Wechselwirkung das Moment der Abstoßung heraus, um es vereinseitigt zu favorisieren. Möglich (und plausibel) ist dies, wie gesagt, wenn es sich um die Identität von Individuen handelt. Anders als im Fall von Kollektivprodukten (Mustern, Schemata, Konzepten oder Gruppenidentitäten) sind hier Differenz und Unterscheidung augenfällig dominant; und was ein Individuum begrenzt, scheint nicht im Prozess der Identitätsbildung zu entstehen, sondern – im Fall menschlicher Individuen – in der Geschlossenheit des Hautsacks immer schon gegeben. (Inwieweit das ›Und‹ der Verdichtung auch im Fall von der individuellen Identitätsbildung eine Rolle spielt, wäre im Rückgriff z. B. auf Sozialisations-theorien zu erweisen).

Was sich in dem Ganzen abzeichnet also ist die Skizze einer allgemeinen Theorie, die ausgehend von der Schemabildung, – davon bin ich überzeugt – die etablierten Fragen der Semiotik in einem tatsächlich neuen Licht erscheinen lässt. *Das Hauptergebnis meiner Überlegung ist, dass hinter oder unterhalb semiotischer Prozesse eine Dialektik von Trennen und Verbinden in Arbeit ist.* Und es scheint diese Dialektik zu sein, die die Schemata und Zeichen trägt und hervorbringt. Mein Abschlusskapitel, ich habe es gesagt, wird den Ertrag speziell mit Blick auf die Semiotik noch einmal summieren.

Ich halte es für einigermaßen verblüffend, dass zwischen Identität und Differenz, Trennen und Verbinden, Und und Oder, Einzelding und Wiederholung tatsächlich so etwas wie ein dynamischer Zusammenhang gezeigt werden kann. Und für noch verblüffender halte ich, dass im Zentrum all dessen die Ähnlichkeit steht. Ausgerechnet jene ›weiche‹ Kategorie, die die Philosophen für nicht theoriefähig halten.

²³ Im Rahmen anderer Grundvorstellungen und Begriffe haben diesen Zusammenhang durchaus auch andere Autoren gesehen: »Rosch et al. (1976) argue that *the distribution of features among concepts results in natural clusters that maximize within-category similarity and minimize between-category similarity.*« (Ramscar/Port: *Categorization*, a.a.O., S. 81 (Hervorh. H. W.)).

11

Trennen, Unterscheiden, Analysieren

Der zweite Pol im Feld der Ähnlichkeit ist die Differenz.

Etwas ironisch möchte man mit Heidegger sagen:
»Die Zusammengehörigkeit von Identität und Differenz wird in der vorliegenden Veröffentlichung als das zu Denkende gezeigt.«¹

1. Intro

Setzen wir noch einmal an, um das Gebiet der Ähnlichkeit von einer anderen Seite her zu durchqueren. Das vorangegangene Kapitel hatte die *Identität* ins Zentrum gestellt. Und zwar ein pragmatisch reduziertes Konzept von Identität: Meine Frage war, wie wir Dinge identifizieren, also z. B. einen Esel als einen Esel erkennen.

Ergebnis war, dass es dafür Muster oder Schemata braucht; fragte man, woher diese stammen, so war die Antwort, dass Schemata in einer Art Verdichtung entstehen: vielfach wiederholte Ereignisse schichten sich auf; die Schemabildung extrahiert, was das Gemeinsame (Ähnliche, ›Identische‹) an ihnen ist, und legt es als Schema oder Muster nieder.

Und gegen Ende meiner Überlegung war die Frage nach der *Differenz* aufgetaucht, die im Feld der Ähnlichkeit den Gegenpol zur Identität bildet.



In bestimmten Fällen, hatte ich referiert, gerät die Mustererkennung in Probleme, weil die Ähnlichkeit zweifelhaft wird und immer mehr Differenzen ins Auge fallen. Das hatte auf die Hypothese geführt, dass die Wahrnehmung –

¹ Heidegger, Martin: Identität und Differenz. Pfullingen: Günther Neske 1978, S. 4 (EV.: 1957).

wenn ich noch einmal dieses Beispiel wähle² – in diesen Fällen auf andere, konkurrierende Muster ausweicht: Das Wahrgenommene wird mit einem alternativen Muster identifiziert, das besser zu passen scheint, das der aktuellen Wahrnehmung also *ähnlicher* ist. Diese Frage nach der Differenz will ich nun aufgreifen und etwas systematischer untersuchen.

2. Wenn die Differenz überwiegt

Mein erster Vorschlag war, ›Und‹ und ›Oder‹ zu unterscheiden: Die kumulative Bildung von Schemata folgt einer Logik des ›Und‹; der Sprung hin zu einem konkurrierenden Schema folgt einer Logik des ›Oder‹.

Dies allerdings setzt voraus, dass die konkurrierenden Muster, auf die die Wahrnehmung überspringt, bereits existieren. Und hier nun entsteht die Frage, nicht mehr wie Muster allgemein, sondern wie *konkurrierende* Muster zustande kommen. Aufschichtung und Kumulation, die wiederholte Feststellung von Ähnlichkeit, denke ich, können nur die Entstehung einzelner Muster plausibel machen. Gibt es einen Mechanismus, der gleichrangig mit dem kumulativen ›Und‹ nun auch das ›Oder‹ erklärt?

Den ersten Schritt bildet sicher das ›Nein‹, die Entscheidung, dass die Ähnlichkeit nicht ausreicht, um die aktuelle Wahrnehmung mit einem bestimmten Muster zu identifizieren. Mit diesem ›Nein‹ wird das ursprüngliche Muster auf Distanz gebracht. Damit alternative Muster ins Spiel kommen aber braucht es mehr. Es braucht die Kraft einer *Unterscheidung*, die dieses ›Nein‹ zur Bedingung hat, dann aber sicherlich eigenen Regeln folgt. Tragen wir also zunächst ein paar Punkte zum Problem der Unterscheidung zusammen.

2 Die Wahrnehmung ist das anschaulichste Beispiel für die Schemabildung, weil man sich hier die Mechanismen am ehesten vorstellen kann. An sich aber, dies ist in den vorangegangenen Kapiteln sicherlich deutlich geworden, ist die Schemabildung keineswegs eine Sache der Wahrnehmung allein.

3. Unterscheiden

»Die Unterscheidung (distinctio, διάκρισις, διορισμός)«, sagt Wikipedia im Rückgriff auf Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe,

»ist eine Grundtätigkeit des Denkens. Sie besteht in der ›[...] aktiven Feststellung bzw. Klarlegung von Unterschieden, Verschiedenheiten, Andersheiten.« Sie ist eine Voraussetzung der Klassifikation und der Erkenntnis. *Die Praxis zur Unterscheidung ist der Vergleich.*«³

Und Ritter ergänzt:

»Das Unterscheiden [...] erfolgt sowohl auf der Ebene der Wahrnehmung an beobachtbaren Objekten als auch auf der Ebene des Denkens an intentionalen Objekten. [...] Terminologische Bedeutung gewinnt der lateinische Terminus ›distinctio‹, der als Gegenbegriff sowohl zur ›identitas‹ [!] als auch zu ›confusio‹ diente.«⁴

Unterscheiden also ist an Vergleich gebunden; und damit man überhaupt unterscheiden kann, müssen *Unterschiede* ins Auge fallen:

»Mit [Unterschied] wird nicht die Verschiedenheit [...] von a und b bezeichnet, sondern der Gesichtspunkt, unter dem in anderer Beziehung Identisches voneinander verschieden ist.«⁵

Dies führt zurück auf die Frage nach den *Merkmalen*, die ich im siebten Kapitel besprochen habe; denn sobald sie vergleicht, kann die Wahrnehmung nicht bei den Gegenständen als Ganzen bleiben, sondern muss sie in Aspekte oder eben Merkmale zerlegen. Einige dieser Merkmale werden ähnlich, gleich oder ›identisch‹ sein, andere werden differieren und damit für den Unterschied verantwortlich sein.

Und mehr noch: Man kann die Unterscheidung soweit vorantreiben, dass die Merkmale, die den Unterschied machen, disjunktiv funktionieren:

³ Wikipedia (dt.): Unterscheidung. <https://de.wikipedia.org/wiki/Unterscheidung>, 13. 3. 20 (Hervorh. H. W.).

⁴ Ritter, Joachim (Hg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie: Unterscheiden. Bd. 11, Darmstadt: WBG 2001, S. 308 (Hervorh. H. W.).

⁵ Ebd.: Unterschied, S. 310 (›Unterschied‹ im Original abgekürzt, Hervorh. H. W.).

»Der [Unterschied] ist diejenige Beschaffenheit, die zwei Teilklassen von Gegenständen disjungiert, indem sie allem, was unter ›a‹ fällt, beigelegt, und allem, was unter ›b‹ fällt, abgesprochen wird.«⁶

Dann würde das unterscheidende Merkmal binär, wie ein Kippschalter, wirken. In jedem Fall aber geht es um einen *Kontrast*. Unterschiede machen es möglich, die Dinge *auseinanderzulegen*.

Aber haben wir uns an diesem Punkt von der Frage nach der Ähnlichkeit nicht zu weit entfernt? Ist Ähnlichkeit nicht, wie Kimmich sagt, das Reich des ›Ungefähren‹,⁷ des gerade nicht zuverlässig Unterscheidbaren, nicht Unterschiedenen? Der genannten ›confusio‹ näher als den sauberen Distinktionen? Wir werden sehen. Und mein Vorschlag ist, zunächst noch etwas beim Problem der Unterscheidung zu bleiben.

4. Sprache als Maschine der Unterscheidung

Ein Medium, das sich – vor allem anderen – über Kontraste organisiert, ist die Sprache. »Es ist [...] eine Tatsache«, schreibt Lyons in seiner Semantik,

»[...] daß binäre Opposition eines der wichtigsten Prinzipien ist, die die Struktur der Sprachen regeln.«⁸ »Lexikaklassifizieren Paare von Lexemen [Wörtern] als Antonyme, die [...] auf verschiedene Weise verwandt sind (›hoch‹/›tief‹, ›kaufen‹/›verkaufen‹, ›männlich‹/›weiblich‹, ›ankommen‹/›abfahren‹, ›links‹/›rechts‹, ›vorne‹/›hinten‹ usw.). Was alle diese Beispiele gemeinsam haben, [...] ist ihre Abhängigkeit von der Dichotomisierung.«⁹

Vor allem die strukturelle Semantik hat diesen Aspekt in den Mittelpunkt ihrer Sprachauffassung gestellt. Und Lyons ergänzt:

6 Ritter, a.a.O., S. 311 (›Unterschied‹ im Original abgekürzt; a und b ohne Anführungszeichen); Ritter bezieht sich auf eine historische Definition aus der Zeit der Scholastik).

7 Ich habe das Buch schon mehrfach zitiert: Kimmich, Dorothee: *Ins Ungefähre. Ähnlichkeit und Moderne*. Paderborn: Konstanz UP 2017.

8 Lyons, John: *Semantik*. Bd. I, München: Beck 1980, S. 282 (EV., am.: 1977).

9 Ebd., S. 281f. (Erg. H. W., Schreibweise der Beispiele im Original: ›hoch‹: ›tief‹).

»Wir können es anderen überlassen zu erforschen, ob die Neigung, in Gegenteil zu denken, bzw. die Erfahrung aufgrund binärer Kontraste zu kategorisieren, eine universale menschliche Neigung ist [...], oder ob es die a priori Existenz einer großen Anzahl von entgegengesetzten Paaren von Lexemen unserer Muttersprache ist, die uns dazu veranlaßt, unsere Urteile und Erfahrungen zu dichotomisieren oder zu polarisieren.«¹⁰

Sprache ist in dieser Sicht ein *analytisches Medium*; ein Medium, das es erlaubt oder nahelegt, Unterscheidungen zu treffen. Die Struktur des Wortschatzes hält ein ganzes System vor-artikulierter Unterscheidungen fest, und stellt diese stabil konventionalisiert für den weiteren Gebrauch zur Verfügung.

5. Luhmann

Auch Niklas Luhmann hat sich mit dem Problem der Unterscheidung beschäftigt. Und er beharrt darauf, dass Unterscheiden immer eine *Grenzziehung* bedeutet. »In allen seinen neueren Veröffentlichungen«, referiert Reese-Schäfer,

»geht Luhmann von der operativen Logik George Spencer Browns aus, die mit der Weisung beginnt: ›Mach' eine Unterscheidung (Draw a distinction)!‹ Wir können keine Bezeichnung machen, ohne eine Unterscheidung vorzunehmen. Um überhaupt etwas beobachten zu können, braucht das System eine Grenze, über die hinweg es beobachten kann. Man muß deshalb eine Grenzlinie ziehen.«¹¹

Die Besonderheit dieser Bestimmung liegt darin, dass Luhmann die Position des Beobachtenden einbezieht. Während die Alltagsauffassung davon ausgehen würde, dass derjenige, der die Unterscheidung trifft, außerhalb (oder oberhalb?) dieser Entscheidung steht, trennt Luhmann Innen und Außen, und lokalisiert den Beobachter diesseits der gezogenen Grenze. »Zur Unterschei-

¹⁰ Ebd.

¹¹ Reese-Schäfer, Walter: Luhmann zur Einführung. Hamburg: Junius 1992, S. 71. In meiner Überlegung zum Kontext ist die Grenzziehung schon einmal aufgetaucht. Dort ging es um die Grenze, die das Objekt umschließt und von seinem Umraum trennt, sowie um die Technik des Zeichnens, die diese Grenze als ›Umriss‹ besonders hervorhebt (Vgl. Kap. 5, Abschnitt 6).

dung gehört, daß man nicht auf beiden Seiten zugleich sein kann.«¹² »Man kann dies«, schreibt Luhmann,

»mit Hilfe des Formbegriffs verdeutlichen, den George Spencer Brown seinen ›Laws of Form‹ zu Grunde legt. Formen sind danach nicht länger als (mehr oder weniger schöne) Gestalten zu sehen, sondern als Grenzlinien, als Markierungen einer Differenz, die dazu zwingt, klarzustellen, welche Seite man bezeichnet, das heißt: auf welcher Seite der Form man sich befindet und wo man dementsprechend für weitere Operationen anzusetzen hat. Die andere Seite der Grenzlinie (der ›Form‹) ist gleichzeitig mitgegeben. Jede Seite der Form ist die andere Seite der anderen Seite. Keine Seite ist etwas für sich selbst.«¹³ »Das Beobachten in seinem Vollzug kann anderes beobachten, nicht aber seine eigene Unterscheidung. Das ist sein blinder Fleck.«¹⁴

Dies ist, auch wenn ich sie hier im Weiteren nicht wirklich nutzen werde, eine wichtige Überlegung. Und zum zweiten ist wichtig, dass Luhmann betont, dass Unterscheidungen immer operativen Charakter haben, immer an Zeit gebunden, immer Praxis sind.¹⁵

6. Analyse

Unterscheidungen haben – das Stichwort ist im Zusammenhang mit der Sprache bereits gefallen – mit den unterschiedlichen Kulturtechniken der *Analyse* zu tun.

»Eine Analyse (von griech. ἀνάλυσις [...] ›Auflösung‹) ist eine systematische Untersuchung, bei der das untersuchte Objekt in seine Bestandteile (Elemente) zerlegt wird.«¹⁶

Diese Definition unterstellt, dass immer schon feststeht, worum es sich bei diesen Bestandteilen oder Elementen eigentlich handelt. Interessanter ist deshalb zunächst das Verb: Dinge zu analysieren heißt, solche Bestandteile und

¹² Reese-Schäfer, a.a.O.

¹³ Luhmann, Niklas: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997, S. 60.

¹⁴ Reese-Schäfer, a.a.O., S. 71.

¹⁵ Ebd., S. 71–75.

¹⁶ Wikipedia (dt.): Analyse, <https://de.wikipedia.org/wiki/Analyse>, 1. 3. 20.

Elemente überhaupt erst einmal festzustellen und sich dann dafür zu interessieren, in welchem Verhältnis sie zueinander und zum ursprünglich ›Ganzen‹ stehen. So betrachtet heißt Analyse, die Dinge *auseinanderzulegen*. Dies gilt für die Tätigkeit des Verstandes, insofern man bei ›Analyse‹ zunächst an mentale Operationen denken würde; gleichzeitig aber scheint mir wichtig, dass Analyse auch eine medienpraktische Seite hat.¹⁷

7. Diagrammatik

So hat, um ein Beispiel zu wählen, die jüngere Forschung zur *Diagrammatik* gezeigt, dass man in vielen Fällen eine *Fläche* braucht, um die Dinge auseinanderlegen zu können.¹⁸ Im Fall von Diagrammen ist dies besonders deutlich; »Diagramme sind visuelle Darstellungen, die Beziehungen respektive Verhältnisse aufzeigen«.¹⁹

Diagramme sind eine eigentümliche Mischform aus Bild und Schrift;²⁰ sie operieren, sagen Bauer/Ernst, »an der Schnittstelle von Wahrnehmung und Einbildungskraft, von Sinnlichkeit und Verstand.«²¹ Damit Diagramme aber Beziehungen aufzeigen können, müssen sie ihren Gegenstand zunächst in seine Einzelaspekte zerlegen:

¹⁷ ...und vor allem deshalb habe ich sie eine Kulturtechnik genannt.

¹⁸ Krämer, Sybille: Die Schrift als Hybrid aus Sprache und Bild. Thesen über die Schriftbildlichkeit unter Berücksichtigung von Diagrammatik und Kartographie. In: Hoffmann, Thorsten; Rippl, Gabriele (Hg.): Bilder. Ein (neues) Leitmedium? Göttingen: Wallstein 2006, S. 79–92.
– dies.: Operative Bildlichkeit. Von der ›Grammatologie‹ zu einer ›Diagrammatologie‹? Reflexionen über erkennendes ›Sehen‹. In: Hessler, Martina; Mersch, Dieter (Hg.): Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft. Bielefeld: Transcript 2009, S. 94–121.
– dies.: Notationen, Schemata und Diagramme. Über ›Räumlichkeit‹ als Darstellungsprinzip. Sechs kommentierte Thesen. In: Brandstetter, Gabriele; Hoffmann, Frank; Maar, Kristen (Hg.): Notationen und choreographisches Denken. Freiburg/Berlin/Wien: Rombach 2010, S. 29–45.

– dies.; Cancik-Kirschbaum, Eva; Totzke, Rainer (Hg.): Schriftbildlichkeit: Wahrnehmbarkeit, Materialität und Operativität von Notationen. Berlin: Akademie 2012.

¹⁹ Bauer, Matthias; Ernst, Christoph: Diagrammatik. Einführung in ein kultur- und medienwissenschaftliches Forschungsfeld. Bielefeld: Transcript 2010, S. 9.

²⁰ Ebd., S. 28.

²¹ Ebd., S. 10.

»Diese Annahme kann sich auf die Bedeutung der griechischen Silbe ›dia‹ berufen. Man kann sie mit ›auseinander‹, ›durch‹ und ›zwischen‹ übersetzen; zuweilen entspricht ihre Bedeutung auch dem Präfix ›zer-‹, wie beim deutschen Verb ›zerlegen‹. Diagramme zerlegen einen Zusammenhang in seine Teile und *setzen* dem Betrachter damit die Struktur dieses Zusammengangs *auseinander*.«²²

Und dies lenkt den Blick auf die medientechnischen Mittel, mit denen dieses Auseinanderlegen geschieht. Diagramme nehmen die zweidimensionale Fläche des Schriftträgers in Anspruch;²³ und zwar deutlicher als die Schrift, die ihre Zeichen in Zeilen reiht und – zumindest vom Prinzip her strikt linear – nur eine Raumachse nutzt.

In Diagrammen werden häufiger als etwa in Bildern Einzelelemente oder Objekte auf dem Weiß des Untergrundes gegeneinandergestellt; ein Aspekt, den Krämer, Mersch oder Dirmoser als ›Zwischenräumlichkeit‹ fassen:²⁴

»Diagrammatische Strukturen nutzen ›Zwischenräumlichkeiten‹, wie Spatialität überhaupt ihr Grundprinzip bezeichnet.«²⁵

Bereits das Weiß des Untergrunds also ist schon geeignet, Objekte zu isolieren und voneinander zu trennen.²⁶ In anderen Fällen werden, ähnlich wie in Tabellen, Linien gezogen und damit explizite Grenzen markiert. In Diagrammen

²² Ebd. (Hervorh. im Original).

²³ Insbesondere diesen Aspekt stellt Krämer im Begriff der ›Schriftbildlichkeit‹ heraus.

²⁴ Die Texte von Krämer wurden in FN 18 genannt.

– »Weiter ist die Struktur des Bilderwissens durch eine Logik des Kontrastes gekennzeichnet, die der ›Spatialität‹, der ›zwischenräumlichen‹ Verfassung visueller Medien geschuldet ist, sowie (durch) eine ›topologische Differenzialität‹ die gleichsam die Formatierung des Bildraums besorgt.« (Hefler, Martina; Mersch, Dieter (Hg.): Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft. Bielefeld: Transcript 2009, S. 12).

– Dirmoser, Gerhard: Denkfiguren. Verwendung von Diagrammen in Wissenschaft und Kunst. http://gerhard_dirmoser.public1.linz.at/FU/Denkfiguren_Diagrammatik.pdf.

²⁵ Mersch, Dieter: Wissen in Bildern. Zur visuellen Epistemik in Naturwissenschaft und Mathematik. In: Hüppauf, Bernd; Weingart, Peter (Hg.): Frosch und Frankenstein. Bilder als Medium der Popularisierung von Wissenschaft. Bielefeld: Transcript 2009, S. 107–134, S. 121.

²⁶ In gewisser Weise gilt dies auch für die Schrift selbst: »Wohnt nicht bereits Schrift mit ihrer Zweidimensionalität und Logik des Zwischenraums ein diagrammatischer Zug inne?« (Schneider, Birgit; Ernst, Christoph; Wöpking, Jan (Hg.): Diagrammatik-Reader. Grundlegende Texte aus Theorie und Geschichte; Berlin/Boston: De Gruyter 2016, S. 10).

kann man beobachten, wie die Dinge tatsächlich physisch auseinandergelegt werden.

Ein zweiter wichtiger Aspekt ist, dass es sich bei Diagrammen um *operative* Schriften handelt.²⁷ Mit der Isolation und der »Veranschaulichung von Elementen und Relationen [werden] auch bestimmte Möglichkeiten der Rekonfiguration des Gegenstandes, Sachverhalts oder Ereigniszusammenhangs« nahegelegt.²⁸ Hat man sie einmal freigestellt also kann man die Objekte – und sei es probeweise – in neue Beziehungen bringen; dies schließt an Theorien an, die die Medien insgesamt als eine Sphäre des Probehandelns bestimmen.²⁹

Und schließlich, dies ist der dritte Aspekt, stellen Bauer/Ernst klar, dass man von der Materialität der Diagramme leicht zu mentalen Operationen zurückkehren kann, insofern »auch das Denken – insbesondere das anschauliche

²⁷ Den Begriff der operationalen Schrift hat ebenfalls Krämer geprägt;
– Krämer, Sybille: Operative Schriften als Geistestechnik. Zur Vorgeschichte der Informatik. In: Scheffe, Peter; Hastedt, Heiner; Dittrich, Yvonne (Hg.): Informatik und Philosophie. Mannheim: BI-Wissenschaftsverlag 1993, S. 69–84;
– dies.: Kalküle als Repräsentationen. Zur Genese des operativen Symbolgebrauches in der Neuzeit. In: Rheinberger, Hans-Jörg; Hagner, Michael; Währing-Schmidt, Bettina (Hg.): Räume des Wissens: Repräsentation, Codierung, Spur. Berlin: Akademie 1997, S. 112–122;
– dies.: Operationsraum Schrift. Ein Perspektivenwechsel im Schriftverständnis. In: Grube, Gernot; Kogge, Werner; dies. (Hg.): Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. München: Fink 2005, S. 13–32;
– dies.: Zur Sichtbarkeit der Schrift oder: Die Visualisierung des Unsichtbaren in der operativen Schrift. Zehn Thesen. In: Strätling, Susanne; Witte, Georg (Hg.): Die Sichtbarkeit der Schrift. München: Fink 2005, S. 75–84);
– dies.: Operative Bildlichkeit. Von der ›Grammatologie‹ zu einer ›Diagrammatologie‹? Reflexionen über erkennendes Sehen. In: Heßler, Martina; Mersch, Dieter (Hg.): Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft. Bielefeld: Transcript 2009, S. 94–123.

²⁸ Bauer/Ernst, Diagrammatik, a.a.O., S. 24 (Erg. H. W.).

²⁹ Diese These habe auch ich immer wieder vertreten (W., H.: Diskursökonomie. Zur inneren Ökonomie der Medien. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004, S. 200, 220ff.; W., H.: Prozessieren. Die dritte, vernachlässigte Medienfunktion. Paderborn: Fink 2015, S. 59, 129, 227, 246ff.); Bauer/Ernst formulieren: »Die Diagrammatik verknüpft das Wechselspiel von Kon- und Rekonfiguration mit dem Konzept des Gedankenexperiments, dem Konzept der heuristischen Fiktion, dem Konzept der Modellierung und Simulation von Sachverhalten oder Ereignisfolgen und mit anderen Verfahren, die zwischen Theorie und Praxis vermitteln und einen Regelkreis von anschaulichem Denken und Probehandeln, von Entwurfshandlungen und Erkenntnisprozessen, von Ermittlungs- und Vermittlungsakten begründen.« (Bauer/Ernst, Diagrammatik, a.a.O., S. 15).

Denken, das sich vor dem inneren, geistigen Auge abspielt – diagrammatisch verfährt.«³⁰

»Hervorgehoben wird vor allem die Möglichkeit, mit Hilfe diagrammatischer Strukturen unsichtbare Relationen ›sichtbar‹ zu machen.«³¹

Ihr ganzer Ansatz ist darauf abgestellt, beide Seiten – den mentalen und den medien-materialen Aspekt – mit gleicher Aufmerksamkeit zu behandeln. Und die Frage, in welchem Verhältnis beide stehen, wird – sehr plausibel – in Richtung einer Wechselwirkung entschieden:

»[Es] ist zu berücksichtigen, dass innerhalb der Diagrammatik selbst der semiotische Übersetzungsprozess zwischen intern-mentalenen Prozessen und extern-materiellen Strukturen (und vice versa) – mithin zwischen Bewusstseins- und Kulturleistungen – eines der zentralen Probleme und Erklärungsziele der Diagrammatik darstellt.«³² »Die Diagrammatik ist also eine Theorie, welche hilft, das Austauschgeschehen zwischen mentalen Erkenntnisprozessen und externen Medien, zu denen komplexe semiotische Darstellungssysteme wie die Schrift zu zählen sind, zu beschreiben.«³³

Für meine Frage nach den Techniken des Unterscheidens ist all dieses mehr als hilfreich.

8. Tokens

Ein zweites Beispiel für eine Kulturtechnik der Analyse, die sich materieller, medientechnischer Mittel bedient, liefert die Vorgeschichte der Schrift. Die Archäologin Schmandt-Basserat hat beschrieben, dass man in Mesopotamien Tausende von kleinen Ton-Objekten, sogenannte ›Tokens‹, gefunden hat, deren Funktion lange ein Rätsel war; und sie hat sich mit der These durchsetzen

³⁰ Ebd., S. 20.

³¹ Ebd., S. 29; die These, Medien hätten die Eigenschaft, abstrakte in konkrete Topologien zu übersetzen, geht auf Juri M. Lotman zurück.

³² Bauer/Ernst, Diagrammatik, a.a.O., S. 22 (Erg. H. W.).

³³ Ebd., S. 36.

können, dass es sich um sogenannte ›Zählsteine‹ handelt, die bestimmte Güter, Vieh, Waren oder Abgaben repräsentierten.³⁴



Die Pointe dieser Tokens war, dass man mit ihnen rechnen konnte; man konnte Mengen bilden, addieren, subtrahieren oder dividieren – und all dieses tatsächlich mit den Händen (operativ); also auch dann, wenn man über keine mathematischen Fähigkeiten verfügte. Mit Tokens zu rechnen heißt – klarer noch als im Fall der Diagrammatik –, dinghafte Signifikanten auf einem Tisch zusammen- oder auseinanderzulegen.³⁵

9. Artikulation

Den Abschnitten zur Diagrammatik und zu den Tokens möchte ich noch eine weitere Medienüberlegung an die Seite stellen. In der Medientheorie nämlich wird in verschiedenen Kontexten der Begriff der ›Artikulation‹ diskutiert, der – zumindest nach einer seiner Seiten hin – ebenfalls eine Medientechnik der Unterscheidung, des Trennens oder Auseinanderlegens bezeichnet. Zunächst ist der Begriff der ›Artikulation‹ mit der mündlichen Sprache assoziiert:

»Mit Artikulation (lateinisch *articulare* ›deutlich aussprechen‹) bezeichnet man im linguistischen bzw. phonetischen Sinne die Realisierung der Phoneme und Wörter menschlicher Sprachen durch die Artikulationsorgane, also den neuro-muskulären

³⁴ Schmandt-Besserat, Denise: *Before Writing*. Vol. 1: *From Counting to Cuneiform*. Austin: Univ. of Texas UP 1992; Abb.: © Staatliche Museen zu Berlin – Vorderasiatisches Museum, Foto: Olaf M. Teßmer; Dank f. d. Gen. d. Reproduktion.

³⁵ Mit der Einschränkung allerdings, dass es beim Umgang mit den Zählsteinen jeweils nur um die Anzahl geht. Insofern kann man hier von einer ›Analyse‹ allenfalls mathematischer Relationen oder von Mengenverhältnissen sprechen...

Vorgang des Sprechens (bei den Lautsprachen) bzw. des Gebärdens (mit Händen, bei den Gebärdensprachen). Im Rahmen der Spracherzeugung bei Lautsprachen ist die Artikulation im engeren Sinn definiert als die Sprechbewegungen der Artikulationsorgane, in Abgrenzung von Atmung und Phonation (Stimmegebung).³⁶

Wenn wir sprechen, erzeugen wir mit unseren Stimmbändern Töne, die wir gleichzeitig gliedern und strukturieren. Mithilfe unserer Artikulationsorgane (Rachen, Mundraum, Zunge, Zähne, Lippen) geben wir dem kontinuierlichen Luftstrom, den wir ausatmen, eine klangliche *Form*.

Und hierfür sind vor allem die Konsonanten wichtig. Während die Vokale die notwendige Lautstärke bereitstellen und dafür sorgen, dass die Stimme ›trägt‹, sind es die Konsonanten, die, indem sie stimmlose Geräuschereignisse in den Lautstrom einschalten, diesen Lautstrom gliedern.³⁷ In der Plötzlichkeit der Verschlusslaute³⁸ wird diese strukturierende Leistung insbesondere deutlich. Etwas bildhaft gesprochen ›kauen‹ wir den Lautstrom der Stimme beim Sprechen durch.³⁹

Inzwischen hat man den Begriff der Artikulation verallgemeinert; und z. B. Schwemmer weitet ihn ausgehend von der mündlichen Sprache auf die gesamte Sphäre der Kultur aus:

³⁶ Wikipedia (dt.): Artikulation (Linguistik), [https://de.wikipedia.org/wiki/Artikulation_\(Linguistik\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Artikulation_(Linguistik)); Wikipedia bezieht sich auf: Pompino-Marschall, Bernd: Einführung in die Phonetik. Berlin: De Gruyter 1995. Die meisten Einführungen in die Phonetik halten es kurioserweise für überflüssig, den Begriff der Artikulation überhaupt zu definieren. Sie gehen umstandslos gleich zu den Regeln und Mechanismen der Artikulation über.

³⁷ Stimmhafte Konsonanten wie das ›M‹ stellen, stark vergrößert, eine Mischform dar...

³⁸ »Plosive/Plosivlaute (auch Explosive/Explosivlaute, Okklusive/Okklusivlaute, Klusile, Mutä oder Verschlusslaute) werden die Konsonanten genannt, bei deren Artikulation der Atemluftstrom blockiert wird. Durch die sofort darauf folgende Wiederfreisetzung des gestauten Luftstromes entsteht eine kleine ›Explosion‹, die den Klang erzeugt. Die Benennung erfolgt also nach der Artikulationsart. Der Verschluss erfolgt zum Beispiel durch einen Kontakt der Lippen (Beispiel: [p], [b]) oder der Zunge mit dem Artikulationsort im Vokaltrakt oder Ansatzrohr (Beispiele: [t], [d], [k], [g]).« (Wikipedia (dt.): Plosiv; <https://de.wikipedia.org/wiki/Plosiv>).

³⁹ Gleichzeitig betont die Theorie, dass der Lautstrom, physikalisch betrachtet, ein kontinuierlicher bleibt und dass es – wieder ein Fall von Mustererkennung – letztlich erst die Hörenden sind, die den Lautstrom in Wörter und Sätze zerlegen. Beide Annahmen aber widersprechen sich nicht, weil der Lautstrom sicherlich beides ist: physikalisch kontinuierlich und eben doch ›artikuliert‹.

»Die Strukturierung einer Äußerung nennen wir ihre Artikulation. Auch wenn dieser Begriff üblicherweise für sprachliche Äußerungen reserviert und an diesen exemplifiziert wird, möchte ich ihn auch allgemein für andere Äußerungsformen wie etwa der bildlichen oder motorischen Äußerung und darüber hinaus überhaupt für unser Handeln verwenden.«⁴⁰

Andere Autoren stimmen ihm zu:

»Nicht erst das Sprechen macht Menschen zu (sich) artikulierenden Wesen. Artikulation beginnt dort, wo Menschen auf etwas zeigen und führt über die verschiedenen Ausdrucksweisen von Fühlen und Denken bis hin zu den komplexesten kulturellen Formen.«⁴¹

»Der zentrale Aspekt von Artikulation«, schreibt Jörissen,

»liegt [...] in der symbolischen Prägnanz, die durch Artikulation erreicht wird. Der Grundgedanke Ernst Cassirers, auf den Schwemmer dabei rekurriert, liegt darin, dass nur in der artikulierten Form kulturellen Ausdrucks überhaupt von Kultur zu sprechen ist.«⁴²

Einerseits also wird das Konzept der ›Artikulation‹ nun auf Phänomene der Kultur allgemein bezogen, andererseits aber greift man auf Konzepte wie ›Ausdruck‹, ›Fühlen‹ oder ›Denken‹ zurück,⁴³ wodurch die Artikulation – möglicherweise vorschnell – auf das einzelne Subjekt zentriert erscheint. Umso wichtiger ist, dass Schwemmer daneben durchaus auch materialistischere Bestimmungen der Artikulation bereithält; etwa, wenn er Artikulation vor allem anderen als *Formbildung* bestimmt:

⁴⁰ Schwemmer, Oswald: Kulturphilosophie. Eine medientheoretische Grundlegung. München: Fink 2005, S. 49.

⁴¹ Verlagsankündigung für den Band: Roussel, Martin; Niklas, Stefan (Hg.): Formen der Artikulation. Philosophische Beiträge zu einem kulturwissenschaftlichen Grundbegriff. München: Fink 2013. <https://brill.com/view/title/51438>, 30. 3. 20.

⁴² Jörissen, Benjamin: Anthropologien der Medialität. In: Kulturelle Bildung online, 2013. <https://www.kubi-online.de/artikel/anthropologien-medialitaet>, 30. 3. 20.

⁴³ »In den Ausdruckshandlungen geht es um die Artikulation von etwas, sei es einer Überzeugung, einer Stimmung, eines Wunsches, einer Darstellung oder irgend einer sonstigen Mitteilung.« (Schwemmer, Kulturphilosophie, a.a.O., S. 37).

»Um [...] weiter zu kommen, haben wir auf die Seite der Strukturierung zu sehen, die den Kulturphänomenen selbst zueigen ist. Oder anders gesagt: Wir haben die Kulturphänomene als Strukturierungs-, als Formbildungsleistungen zu sehen. Dies ist die entscheidende Blickveränderung, die uns die Entwicklung einer kulturtheoretischen Perspektive ermöglicht. Es ist eine Wendung des Blickes von der ›Außenseite‹ oder der ›Oberfläche‹ der Kulturphänomene zu deren immanenter Gliederung, zu deren Selbststrukturierung. [...] Die Strukturierung einer Äußerung nennen wir ihre Artikulation.«⁴⁴

Und deutlicher noch, insofern Schlemmer, was in der Philosophie durchaus nicht Standard ist, auch die *Medien* mitdenken will. »Neu und entscheidend an Schwemmers Argumentation«, schreibt Jörissen,

»ist der medientheoretische Aspekt: denn kulturelle Formen sind medial situiert. Die ›Prägnanzmuster‹ selbst [...] unterliegen [...] als ›Formbildungsformen‹ medialen Strukturen: es gibt keine Artikulation außerhalb medialer Strukturbedingungen. Jede Artikulation bedarf also eines Mediums, und mediale Formbildungsmöglichkeiten sind ›für die innere Gliederung der Artikulation konstitutiv‹; ihre Analyse sei daher eine der ›Hauptaufgaben jeglicher kulturtheoretischen Reflexion‹. Medien sind also *Strukturbedingungen der Möglichkeit von Artikulation*.«⁴⁵

»Jede Artikulation«, sagt Schwemmer selbst,

»bedarf eines Mediums. Mit dieser Formel wird zunächst daraufhin gewiesen, dass jede innere Gliederung einer Äußerung sich nur in einem Stoff, in einem Material verwirklichen kann.«⁴⁶

Auch die Artikulation also – das Stichwort der Gliederung macht dies klar – ist eine Medientechnik des Trennens und der Unterscheidung. Auch die Artikulation gliedert die Dinge, indem sie sie auseinanderlegt. Und kehrt man zur mündlichen Sprache zurück, die am Anfang des Abschnitts stand, dann ist das Spektakuläre, dass dieses ›Auseinanderlegen‹ offenbar auch im Medium des Akustischen möglich ist. Der Begriff der Artikulation scheint geeignet, unsere Vorstellung von der analytischen Kraft der Medien zu verallgemeinern und zu erweitern.

⁴⁴ Ebd., S. 49 (Schreibweise zueigen im Original, Hervorh. H. W.).

⁴⁵ Jörissen, *Anthropologien der Medialität*, a.a.O.; J. zit. Schwemmer, a.a.O., S. 53, 55 (Hervorh. H. W.).

⁴⁶ Schwemmer, a.a.O., S. 53.

10. Zurück zur Schematheorie

Mein kurzer Durchgang durch Diagrammatik, Tokens und Artikulation hat deutlich gemacht, dass das Unterscheiden eine praktisch-operative, eine medientechnische Seite hat. Dies gilt sicher allgemeiner, insofern der Kopf immer in Wechselbeziehung zu Augen und Händen steht; und zudem haben praktische Operationen den Vorteil, dass man sie besser als mentale Vorgänge beobachten kann. Hat man die genannten Techniken vor Augen, wird klarer, worum es sich beim Unterscheiden überhaupt handelt.

Nun aber möchte ich zu meinem eigentlichen Thema, der Schematheorie, zurückkehren. Im Kapitel zu Identität und Identifizieren habe ich mithilfe relativ abstrakter Modelle zu zeigen versucht, wie Schemata und Muster in Zyklen der Verdichtung/Aufschichtung entstehen. Wie also passt sich meine Überlegung zu Trennen und Unterscheiden in diesen Kontext ein?

Meine These ist, dass zwischen Identifizieren und Unterscheiden eine *systematische Wechselwirkung* besteht. Im Mechanismus der Schemabildung/Schemaerkennung sind beide miteinander verschränkt. Die Wahrnehmung – um noch einmal das Beispiel zu wählen – gleicht ständig Einzelwahrnehmungen mit Mustern (Erfahrungen und Erwartungen) ab, die das Produkt vergangener Wahrnehmungen sind; und sie bringt diese Muster gleichzeitig hervor, indem sie Einzelwahrnehmungen in einer langen Kette von Iterationen typisiert und schematisiert.

An diesem Mechanismus nun sind Identität und Differenz (Identifizieren und Unterscheiden) in gleichem Maße beteiligt. Beide vollziehen sich im gleichen Moment: *Erst das Zusammenspiel von Identifikation und Unterscheidung/Differenzierung, Anziehung und Abstoßung, Aufschichtung/Kumulation und Auseinanderrücken macht den Gesamtvorgang aus.*

Meine Vorstellung ist die einer Doppelbewegung: Schritt für Schritt, mit jeder Wiederholung gewinnen die Schemata an ›Identität‹ und an Stabilität; und gleichzeitig werden die Differenzen, die die Schemata voneinander trennen, stilisiert und akzentuiert; *mit jeder Iteration also rücken die Schemata auseinander.* Auf diese Weise, in dieser Doppelbewegung, gewinnen die Schemata Form und Kontur.

Allerdings – das ist mein zweiter Punkt – haben Identifizieren und Trennen/Differenzieren in diesem Prozess offenbar unterschiedliche Rollen: Identität

und Identifizieren betreffen das einzelne Schema (das durch Aufschichtung/Kumulation Stabilität und ›Identität‹ gewinnt), Differenz, Trennen und Differenzieren dagegen betreffen die Relation der Schemata untereinander.

Dies würde bedeuten, dass beide einen jeweils unterschiedlichen Raum einnehmen und eine unterschiedliche Reichweite haben: Identität/Identifizieren/Aufschichtung/Kumulation wirken ›lokal‹, eben nur am Ort⁴⁷ des betreffenden Musters. Differenz/Differenzieren/Trennen dagegen organisieren den Raum, der sich *zwischen* den Schemata und Mustern aufspannt. Der Vorschlag des letzten Kapitels, zwischen zentripetal und zentrifugal zu unterscheiden, ging in eine ähnliche Richtung;⁴⁸ und ebenso die Vorstellung, dass die Berge des ›Oder‹ die Dinge scheiden, während die Täler des ›Und‹ sie versammeln.⁴⁹

Aber ist das tatsächlich so? Sind die unterschiedlichen Schemata tatsächlich nur durch Differenzen (durch Abstoßung) voneinander getrennt? Oder sind sie nicht immer auch – wie untergründig auch immer – durch Relationen der Ähnlichkeit miteinander verbunden? Und wenn dies so ist: Trägt diese Ähnlichkeit nicht notwendig ein Moment von Identität auch in die Relationen hinein?

Meine Überlegung zu den ›Merkmalen‹ der Ähnlichkeit⁵⁰ hatte exakt dies zum Ergebnis: Dass die Merkmale für eine vielfältige Überlagerung sorgen und, allen Differenzen zum Trotz, die Schemata und Muster in ein unübersehbar vielfältiges Netz von Ähnlichkeiten verstricken. Dieses Netz hat, wie dasjenige der Differenzen, im Raum *zwischen* den Schemata seinen Ort.

Einstweilen bleibt es dabei, dass Trennen und Unterscheiden die andere Seite (der Komplementärmechanismus) zum Identifizieren sind. Dass die Schemabildung eine *analytische Kraft* entfaltet und in der Lage ist, die Dinge *auseinanderzulegen*, macht – augenfälliger als ihre andere, identifikatorische Seite – ihre kulturelle Leistung aus. Analyse, Ratio und Vernunft sind aufs engste verbunden; und alle drei hängen an den Techniken, die Welt zu zergliedern.

Dass Differenz und Identität/Identifizieren einen gemeinsamen Mechanismus bilden aber heißt, dass beide – notwendig – aufeinander verwiesen bleiben.

⁴⁷ An anderer Stelle hatte ich davor gewarnt, Relationen, die letztlich *semantische* sind, in topologische Metaphern zu fassen...

⁴⁸ Kap 10, Abschnitt 3.

⁴⁹ Ebd., Abschnitt 8.

⁵⁰ Kap 7: Ähnlich – inwiefern.

Und wenn dies so ist, dann müssen alle Zweifel, die man der ›Identität‹ gegenüber formuliert hat, letztlich auch die Differenz treffen. Eine ›reine‹ Differenz, die von den Problemen der Identität unberührt wäre, gibt es nicht; sie ist eine purifizierende Fantasie, die die Theoriebildung eine Zeitlang bestimmt hat.

In jedem Fall ist der Sprung vom einzelnen Schema hin zu den Relationen wichtig, die die Schemata untereinander ins Verhältnis setzen. Diesen Punkt vor allem wird mein Schlusskapitel noch einmal zum Thema machen.

[...]

[das Folgende ist ein Auszug aus dem Schlussteil des Buchs:]

3. Identität und Differenz

Der Bereich des Ähnlichen, hatte ich gesagt, ist aufgespannt zwischen den Polen der Identität und der Differenz; ähnlich kann nur sein, was weder vollständig identisch noch vollständig verschieden ist. Wenden wir uns also auch diesen beiden Kategorien noch einmal zu.

Rahmen war die Frage, wie Schemata und Muster sich überhaupt herausbilden können. Wenn Ähnlichkeit ›weich‹ und ›unscharf‹ ist und wenn die Schemabildung in der Ähnlichkeit ihre Basis hat, wird man erklären müssen, wie Schemata dennoch Grenzen, ›Identität‹ und Kontur gewinnen.

Bei der ›Identität‹ der Schemata, das ist in meiner Überlegung sicherlich deutlich geworden, kann es sich nur um eine pragmatisch reduzierte Identität handeln, die man sich – ebenfalls prozessual – als abhängig vom Spiel der Ähnlichkeit, Identität und Differenz vorstellen muss. Wenn Deleuze unterstellt, die Tradition der philosophischen Ontologie habe der Identität immer Vorrang gegeben,⁶ um sie dann mit einer heroischen Geste vom Thron zu stoßen, dann ist dies – ganz offenbar – nicht die Identität, die hier interessiert.⁷

⁶ Deleuze, Gilles: Differenz und Wiederholung. München: Fink 1992, S. 33, 55, 76... (EV, frz: 1968).

⁷ Weit eher geht es mir, wie gesagt, um Wiedererkennen und ›Rekognition‹, die Deleuze ebenfalls klar verwirft: »Niemand hat die Rekognition anderes als das Wiedererkennbare und Wiedererkannte geheiligt, niemals hat die Form anderes als Konformitäten eingegeben. Und wenn die Philosophie auf einen Gemeinsinn als ihre implizite Voraussetzung zurückgeht, wozu braucht der Gemeinsinn dann die Philosophie, er, der – leider! – tagtäglich beweist, daß er sie nach seiner Fassung zurecht machen kann? Eine doppelte, zum Ruin führende Gefahr für die Philosophie. Einerseits ist es offenkundig, daß die Rekognitionsakte existieren und einen großen Teil unseres täglichen Lebens einnehmen: Das ist ein Tisch, das ist ein Apfel, das ist ein Wachsstück [...]. Wer aber kann glauben, daß hierin das Schicksal des Denkens auf dem Spiel steht und daß wir denken, wenn wir erkennen? [...] Wir sagten, man müsse das Bild des Denkens hinsichtlich seiner rechtmäßigen Ansprüche und nicht den tatsächlichen Einwänden zufolge beurteilen. Was aber diesem Bild des Denkens zum Vorwurf gemacht

Und dasselbe, denke ich, gilt für die Differenz. Wenn Deleuze zum Programm seines Buches schreibt: »Die Differenz und die Wiederholung sind an die Stelle des Identischen und des Negativen, der Identität und des Widerspruchs getreten,«⁸ dann würde ich – zugegeben aus der Froschperspektive des Nicht-Philosophen – sagen: Wieso sollte das so sein? Wieso sollte die Differenz in dieser Weise Vorrang genießen? Sind nicht alle fünf – Differenz, Wiederholung, Identität, Negativität und Widerspruch – in gleichem Maße erklärungsbedürftig? Und zwar erklärungsbedürftig nicht auf den Höhen der Philosophie, sondern zunächst funktional, im Versuch, in der Beobachtung medialer Prozesse ihr Zusammenspiel zu beschreiben? Dies war der Grund, meine Überlegung exakt auf jene Rekognition (das Wiedererkennen) zu fokussieren, die Deleuze eine »Extrapolation besonders insignifikanter Tatsachen, [...] die alltägliche Banalität höchstpersönlich«⁹ nennt.

Ergebnis meiner Überlegung war, dass im Prozess der Schemabildung die Ähnlichkeit nicht bleibt, was sie ist. Ich hatte die Schemabildung als abhängig von der Wiederholung, als einen *Zyklus* beschrieben, der in jedem Durchlauf über Ähnlichkeit und Unähnlichkeit, ›Identität‹ und Differenz aufs Neue entscheidet. Resultat ist, dass sich am Pol der ›Identität‹ die möglichst ähnlichen Fälle sammeln (bzw. die, die man als möglichst ähnlich betrachtet), so dass als Zusammenfassung dieser ähnlichen Fälle ein Schema entsteht.

Was weniger ähnlich oder unähnlich ist, – das war der zweite entscheidende Punkt – wird aussortiert und an andere Schemata überwiesen. Weniger ähnlich oder unähnlich meint *Differenz*; was weniger ähnlich oder unähnlich ist, wird *unterschieden*. Und auch die Differenz wird man sich – diesseits der philosophischen Überlegung – als eine pragmatisch reduzierte vorstellen müssen.

werden muß, liegt eben darin, daß es sein vermeintliches Recht auf die Extrapolation gewisser Tatsachen, auf die Extrapolation besonders insignifikanter Tatsachen, auf die alltägliche Banalität höchstpersönlich, die Rekognition, gegründet hat, als ob das Denken seine Modelle nicht in ferneren und riskanteren Abenteuern suchen dürfte.« (Deleuze, *Differenz und Wiederholung*, a.a.O., S. 176). Wenn aber die Rekognitionsakte »existieren und einen großen Teil unseres täglichen Lebens einnehmen« – wäre dies nicht Grund genug, sich für die Rekognition, die Rolle des Wiedererkennens für das Erkennen, zu interessieren? Das Wiedererkennen mag Teil unserer Alltagserfahrung sein. Was die Theorie der Medien angeht, aber ist ihre Rolle ungeklärt. Und mit ihr eben die ›Identität‹.

⁸ Deleuze, ebd., S. 11.

⁹ Ich habe die Stelle in FN 7 zitiert...

›Identität‹ und Differenz, Attraktion und Abstoßung wirken darin zusammen, dass die Schemata mit jedem neuen Fall, jedem Durchlauf des Zyklus an Stabilität gewinnen, ihre Grenzen und ihre Identität stärken. Die Schemata entstehen in einem Prozess der *Verhärtung*. Und mit den Schemata entsteht der semantische Raum, in dem diese Schemata – relational positioniert – ihre jeweiligen ›Orte‹ haben.¹⁰

Etwas riskant könnte man sagen, dass es sich um eine *Artikulation zweiter Ordnung* handelt; zweiter Ordnung, weil man von ›Artikulation‹ zunächst auf der Ebene der materiellen Einzelereignisse sprechen würde, und riskant, insofern es sicherlich sinnvoll ist, den Begriff auf diese Ebene zu beschränken...

Die Schemata verhärten sich, aber sie ähneln der Ähnlichkeit, insofern auch sie – zumindest relativ – ›weich‹ bleiben. Von einem Schema spricht man dann, wenn keiner der einzelnen Fälle, die unter ein Schema fallen, das Schema vollständig erfüllt. Im Begriff des Schemas also ist – exakt wie in dem der Ähnlichkeit – eine gewisse ›Unschärfe‹ immer schon mitgedacht.

4. Zeichen

Und an diesem Punkt kommen nun endlich die *Zeichen* ins Spiel. Wenn meine Überlegung eine semiotische ist oder den Anspruch hat, zu einer neuen Semiotik zumindest Bausteine beitragen zu wollen, dann wird sie dem Stier ins Horn kneifen und einen Vorschlag auch zum zentralen Konzept des Zeichens machen müssen.

Und die entscheidenden Punkte sind schon genannt. Die Schemabildung ist ein Prozess der Typisierung und der Verhärtung. Die Feststellung von Ähnlichkeit favorisiert nicht nur bestimmte Aspekte und schließt das Unähnliche aus, sondern schafft auch eine neue Entität – das Schema eben –, das als ein Quasi-Ding in die Welt kommt und ein Eigenleben beginnt.

Und wenn die Typisierung und Verhärtung weit vorangeschritten sind, würde man von einem ›Zeichen‹ sprechen. Zeichen halten fest und sistieren – nun

¹⁰ ...in meinem elften Kapitel hatte ich davor gewarnt, semantische Relationen umstandslos (oder metaphorisch) topologisch zu fassen...

in tatsächlich dinghafter Form –, was einmal Urteile und Hypothesen über Ähnlichkeiten waren.

Das erlaubt es, diese Sonder-Dinge – die Zeichen – in den Diskurs zurückzuspielen und im Diskurs mit ihnen zu operieren. Als Platzhalter, als konventionalisiert-verhärtet-vorgefasste Urteile über Ähnlichkeit fungieren sie wie ein Fertigteil: Alle Urteile über Ähnlichkeit, die im Zeichen schon getroffen sind, müssen live im Diskurs nicht mehr getroffen werden. Und gleichzeitig, das ist die Dialektik, werden die Hypothesen über Ähnlichkeit, die das Zeichen enthält, in jeder neuen Verwendungssituation neu erprobt.

Mein Vorschlag also ist, den Begriff des Schemas ernster als den des Zeichens zu nehmen und Zeichen als eine Form von Schemata anzusehen, die besonders verhärtet sind.

Die Bestimmung bewährt sich, insofern sie nicht nur den Brückenschlag zwischen Wahrnehmung, technischen Bildern (Fotografie und Film) und expliziten Zeichensystemen, wie etwa Schrift und Sprache, ermöglicht, sondern sie erlaubt es auch, den Unterschied dieser Medien zu fassen: denn möglicherweise gibt es die technischen Bilder, Fotografie und Film, nur, weil sie eben weniger verhärtet als die sprachlichen Zeichen sind. Indem sie – das war der Punkt in meinem vierten Kapitel – Konkreta präsentieren, zeigen sie Schemabildung in actu; und sie machen den Prozess sichtbar, den man Begriffen und Zeichen nicht mehr ansehen kann.

5. Noch einmal, genauer...

Möglicherweise aber ist es gut, die These noch einmal etwas mehr im Detail zu betrachten. Zeichen entstehen wie Schemata im Prozess der Verhärtung. Erst wenn die Schemata ein bestimmtes Maß der Verhärtung erreichen, wenn ihre Identität soweit gefestigt und sie von anderen Schemata ausreichend weit differenziert und abgesetzt sind, können aus den Schemata Zeichen werden. Zeichen also sind Schemata, die besonders hoch typisiert und stabil konventionalisiert sind. Und Zeichen sind dadurch gekennzeichnet, dass man dem Schema ein Etikett aufgeklebt hat. Man hat einen materiellen Signifikanten gewählt, der nun für das Schema steht.

Von diesem Moment an kann das zum Zeichen gewordene Schema (das bis dahin seinen prekären, verteilten Ort in den Köpfen der Vielen hatte) als ein selbstständiges Ding auftreten. Als ein materieller Signifikant tritt es – Ding unter Dingen – in den gesellschaftlichen Umlauf ein; und einmal reifiziert kann das Schema, das nun ein Zeichen ist, alle Eigenschaften von Dingen in Anspruch nehmen: eine materielle Existenz im Außenraum, Manipulierbarkeit, materielle Persistenz (Dauer), intersubjektive Zugänglichkeit und andere Qualitäten mehr.

In der Sphäre der Zeichen (und das heißt der Medien) setzt sich, was für die Schemata gesagt wurde, fort: Es regiert die gleiche Dialektik zwischen Identifizieren und Differenzieren; nun ist es das einzelne Zeichen, auf dem sich die Inhalte sammeln und das via Unterscheidung von den anderen Zeichen Abstand nimmt.

Es gilt die gleiche Zyklizität; auch Zeichen sind auf Wiederholung angewiesen, eingebunden in Zyklen, die Einzelereignis und Schema/Zeichen verbinden; auch hier gibt es Kumulation und ›Verdichtung‹. Nun aber sind es die Diskurse, in denen sich das Spiel von Identifizieren und Differenzieren entfaltet und an denen sich das Zeichen (als Produkt von Kumulation) nährt; im Fall des Schemas waren dies Wahrnehmung, Ereignis oder ›Erfahrung‹. Deutlicher als im Fall des Schemas ist es bereits symbolisch vorstrukturiertes Material, das in die Kumulation eingeht.

Und gleichzeitig wird hier der entscheidende Unterschied deutlich, der die Zeichen von den Schemata trennt: Ich habe es in meinem neunten Kapitel beschrieben: Im Fall des Zeichens erscheint die Trennung von den anderen Zeichen immer schon garantiert. Der räumliche Abstand, der weiße Leerraum, der z. B. die Zeichen der Schrift gegeneinander freistellt, scheint – gemeinsam mit dem hohen Grad der Typisierung – die ›Identität‹ der Zeichen zu garantieren; Grundlage dafür, dass wir wie selbstverständlich annehmen, dass die Schrift aus ›Zeichen‹ besteht.

In Fotografie und Film gibt es solche weißen Leerräume nicht, die Gliederung des Bildes ist materiell nicht vorgegeben, und es bleibt Sache der Rezipierenden, z. B. ›Gegenstände‹ zu isolieren. Entsprechend wehrt sich die Intuition, hier von ›Zeichen‹ zu sprechen, und entsprechend deutlich ist die Semiotik der 1960er Jahre am Projekt, solche Zeichen dennoch zu zeigen, gescheitert. Deshalb mein Vorschlag, statt den des Zeichens den allgemeineren Begriff des Schemas

in Anschlag zu bringen. Und ausgehend vom Schemabegriff zu beschreiben, was die systematischen Voraussetzungen dafür sind, dass Rezipierende Bilder im Prozess des Verstehens eben dennoch zerlegen.

Und gleichzeitig wird man sich vergegenwärtigen müssen, dass die scheinbar klare Gliederung auch im Fall der Schrift weniger evident ist, als man denken sollte. Denn *zwar* ist in der Struktur des Signifikantenmaterials (in den Leerräumen zwischen den einzelnen Zeichen) eine Gliederung immer schon garantiert, und *zwar* sind die Zeichen hoch typisiert und scheinen unproblematisch ›Identität‹ behaupten zu können – all dies aber blendet die Tatsache aus, dass letztlich auch die Zeichen von der Zeitachse abhängig bleiben, ein Produkt der Geschichte und der Verhärtung sind.

Und zwar in mehrfacher Hinsicht. Mediengeschichtlich, insofern die Schemabildung unendlich viel weiter – bis in den Raum der Naturgeschichte – zurückreicht und historisch die Grundlage der Herausbildung von Zeichen bildet; definatorisch/historisch, insofern sich – folgt man meiner These – Schemata zu Zeichen ›verhärten‹. Und schließlich auch prinzipiell, insofern Zeichen alle Eigenheiten der Schemabildung bewahren: Denn auch Zeichen können, dem Anschein materieller Stabilität zum Trotz, nur eine sehr relative Stabilität oder Identität für sich beanspruchen; da sie vom Diskurs abhängig bleiben, und der Diskurs mit jeder Aktualisierung des Zeichens (mit jedem Durchlauf des Zyklus) in das Zeichen zurückschreibt, können sie der drohenden Verschiebung nur das Eigengewicht entgegensetzen, das sie in den vergangenen Zyklen, in Kumulation und Verdichtung gewonnen haben.

Es ist, so denke ich, ein entscheidender Gewinn des skizzierten Schemakonzepts, dass es auch den Zeichenbegriff wieder an die Zeitachse bindet, dynamisiert und verflüssigt. Hierin vor allem wird deutlich, dass die behauptete ›Identität‹ eben keineswegs eine ewige ist.

6. Mimesis

Überlegungen zur Mimesis haben nur an wenigen Stellen meines Textes eine Rolle gespielt, obwohl sie im Kontext der Ähnlichkeit naheliegen. Nun allerdings bietet sich Gelegenheit, auch zu dieser geradezu einschüchternd schwierigen Frage zumindest eine Einzelthese zu wagen.

Mimesis ist eine klassische Kategorie schon der antiken Ästhetik und wird oft – verkürzt – als ›Nachahmung‹ verstanden. Abgeleitet vom μῖμος, dem Darsteller im Theater, hat man die Kunst insgesamt als mimetisch betrachtet, wobei der Begriff viele Bedeutungsfacetten hat und in der Antike durchaus auch Darstellungen ohne Vorbild, also ohne ›Nachahmung‹, mit umfasst.

Immer dann aber, wenn es tatsächlich um Nachahmung geht, kommt – selbstverständlich – die Ähnlichkeit mit ins Spiel. Das Portrait wird daran gemessen, ob es dem Portraitierten ›ähnlich‹ ist, und von einem Fernsehkrimi verlangt man, dass er ›realistisch‹ sei, bestimmte Aspekte der Alltagserfahrung also aufgreift und in den Raum der Fiktion übernimmt. Mit der Mimesis ist immer die Frage verbunden, auf welche Weise sich die Kunst und die Medien auf die Welt beziehen.

Damit steht die Mimesis für einen sehr prekären Typus von Ähnlichkeit, weil die Nachahmung die Grenze zwischen dem Nicht-Symbolischen und dem Symbolischen überspringt. Und in der Moderne hat man nahezu alle Elemente, die hier eine Rolle spielen, verworfen: Mit der Abstraktion schien die bildende Kunst das Terrain der ›Nachahmung‹ zu verlassen; die Kunsttheorie wandte sich von Vorstellungen wie der ›Widerspiegelung‹¹¹ ab; in der Semiotik wurden Signifikat und Referenz demontiert, und die Frage nach dem Weltbezug der Zeichen erst für naiv erklärt und schließlich tabuisiert. Die Medienwissenschaft übernahm die Gewissheit, dass Zeichen sich nur noch auf andere Zeichen und nicht mehr auf Dinge der Welt beziehen, oder bestritt, gestützt auf eine (missverstandene?) Diskursanalyse und die Performativitätstheorie, dass man zwischen Symbolischem und Außersymbolischem überhaupt unterscheiden sollte.

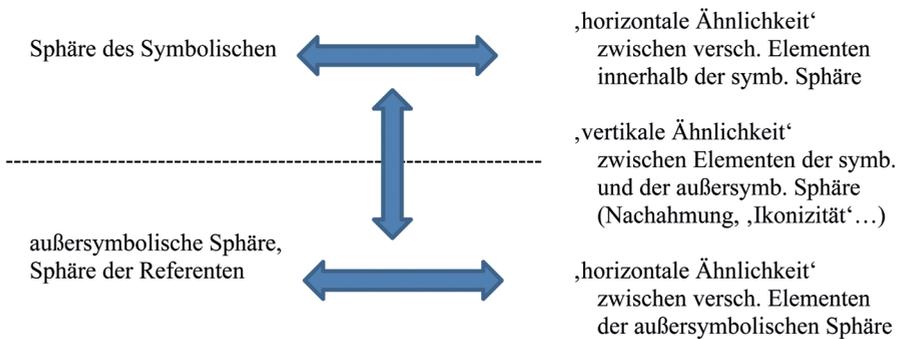
So bedenkenswert die Argumente als *kritische* sind, so wenig scheint mir das *Problem* der Referenz damit aus der Welt geschafft. Die schwierige Frage, welche Relation die Zeichen zur Welt unterhalten, erweist sich als hartnäckig vital, und kümmert sich nicht darum, ob die Theorie gültige Antworten hat.

Sehr schlichte Antworten allerdings scheiden in der Tat aus. Schien es lange plausibel, etwa arbiträre von ikonischen Zeichen zu unterscheiden, und die

¹¹ Die These einer ›Widerspiegelung‹ hatte z. B. Lukacs vertreten (L., Georg: Ästhetik. In: Werke Bd. 11 und 12, Neuwied/Berlin: Luchterhand 1963) und den Zorn buchstäblich hunderter von Autoren (von denen nur ein Teil das Buch überhaupt gelesen hatte) auf sich gezogen.

ersteren als ›gesellschaftlich vereinbart‹ und die zweiten darüber zu bestimmen, dass – etwa in der Fotografie – die Abbildung dem Abgebildeten *ähnelt*, so lässt sich dies sicher nicht halten.¹² Wenn es also um Ähnlichkeit geht, und wenn ich in meinem Text auf einer ›mimetischen‹ Dimension beharrt habe, dann sicherlich nicht in diesem Sinn. Es muss um eine weniger direkte Ähnlichkeit gehen. Was also kann man über diese weniger direkte Ähnlichkeit sagen?

Wenn ich von ›Ähnlichkeit‹ gesprochen habe, dann zunächst in Vermeidung der fraglichen Grenze, d. h. mit Blick auf Elemente, die entweder *alle* symbolisch oder *alle* außersymbolisch sind. Ich möchte diese Ähnlichkeit ›horizontal‹ nennen, im Gegensatz zu einer ›vertikalen‹ Ähnlichkeit, die die Grenze quert. (Die Grenze selbst definitorisch aufrecht zu erhalten allerdings halte ich für unumgänglich).



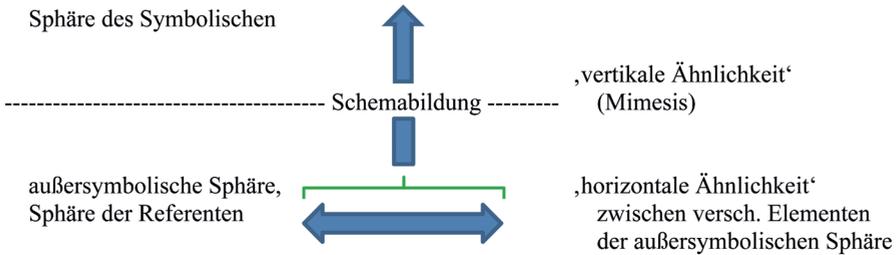
Mimesis und Nachahmung wären dem ›vertikalen‹ Typ zuzuordnen. Was aber ist dann durch meine Beschränkung gewonnen? Fallen Mimesis und Weltbezug aus meiner Überlegung dann nicht einfach heraus?

In der Tat denke ich, dass nur ein indirekter Weg von der horizontalen zur vertikalen Ähnlichkeit (und zur Mimesis) führt. Wenn die Wahrnehmung zwischen zwei Elementen, die sie im Wahrnehmungsfeld vorfindet, Ähnlichkeit

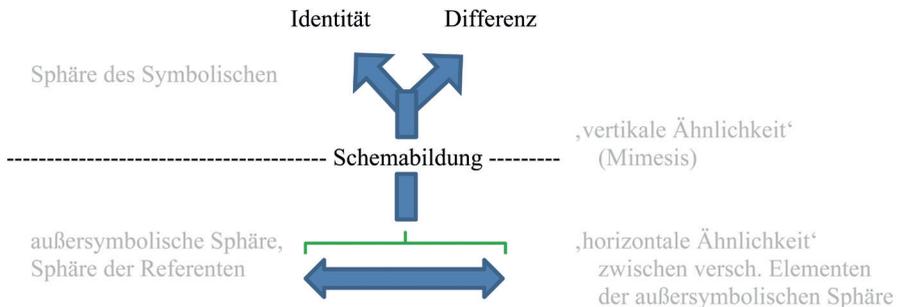
¹² »Die natürliche Ähnlichkeit eines Bildes mit der Wirklichkeit, die es darstellt, ist theoretisch durch den Begriff ›ikonisches Zeichen‹ ausgedrückt. Nun wird dieser Begriff immer wieder einer *Revision* unterzogen [...]. [...] Die Naturgesetzlichkeit des ikonischen Zeichens, die uns unanfechtbar erschien im Gegensatz zur Willkür des sprachlichen Zeichens, bricht zusammen und läßt in uns den Verdacht zurück, daß auch das ikonische Zeichen gänzlich willkürlich, konventionell und unbegründet ist.« (Eco, Umberto: Die Gliederung des filmischen Code. In: Knilli, Friedrich (Hg.): Semiotik des Films. München: Fischer Athenäum 1971, S. 70–93, hier S. 73f, (Hervorh. H. W.)).

feststellt, dann bleibt diese Ähnlichkeit ›horizontal‹. Wenn diese Wahrnehmung sich wiederholt und sich Schritt für Schritt zu einem *Schema* verfestigt, aber wird sie die Grenze irgendwann überqueren, einfach deshalb, weil Schemata selbst eine Form des Symbolischen sind. Horizontale Ähnlichkeit, das wäre meine These, schlägt in vertikale Ähnlichkeit um.

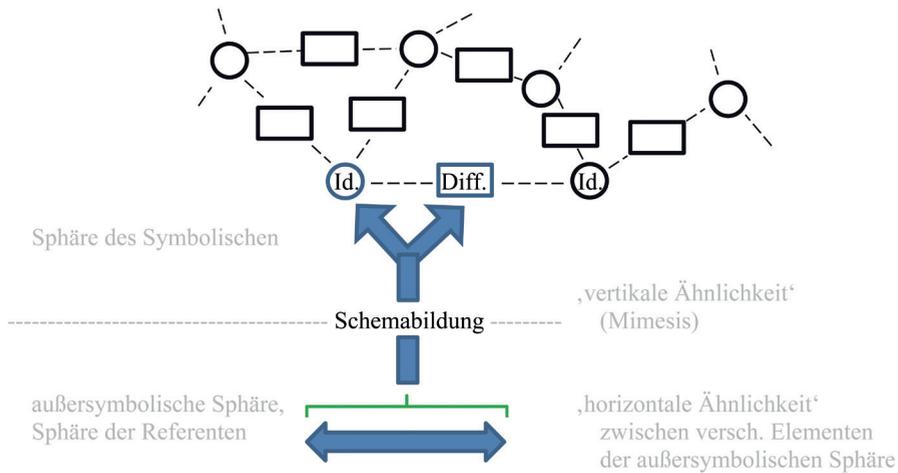
Die oben versuchte Skizze wäre entsprechend zu modifizieren:



So gefasst nun ist die vertikale Ähnlichkeit in keiner Weise darauf angewiesen, dass die Zeichen und das Bezeichnete sich tatsächlich ›ähneln‹ (und schon gar nicht einzelne Dinge und einzelne Zeichen, wie dies die ›Ikonizität‹ unterstellt). *Die Behauptung der ›Ähnlichkeit‹ vielmehr betrifft die Struktur:* Der Realitätsbezug der Zeichen und Schemata besteht darin, dass sie Ähnlichkeit protokollieren. Schemabildung arbeitet Ähnlichkeit in Schemata um. *Was entsteht, ist ein System differenzieller Schemata, das am Pol der ›Identität‹ Ähnlichkeit, und am Pol der ›Differenz‹ Unterscheidungen protokolliert.*



Identität und Differenz verhärten sich in der Wiederholung; und in der Wechselwirkung zwischen Identitäten und Differenzen artikuliert sich das Netz symbolischer Repräsentationen, das – als Ganzes betrachtet – eine sehr große Zahl von Identitäten und Differenzen enthält:



Ausschließlich dieses Netz kann beanspruchen, Realität (die Sphäre des Außersymbolischen) zu repräsentieren und ›mimetisch‹ zu sein. Und dies eben auch nur deshalb, weil so unendlich viele Wahrnehmungen, Beobachtungen, Denkakte und Unterscheidungen – in verdichteter Form – in seine Struktur eingegangen, in seiner Struktur niedergelegt worden sind.

Ob das Netz die Realität adäquat oder inadäquat repräsentiert, bleibt dahingestellt. Da der Weg indirekt über die Schemabildung verläuft, aber kann es sich in jedem Fall nur um eine »unsinnliche Ähnlichkeit« handeln.

8. Der Prozess der Semiose

Das Semiotische, die Welt der Zeichen, setzt nicht auf der Welt, wie sie ist, sondern auf den Wahrnehmungsschemata, und allgemeiner: auf Schematisierungsprozessen, auf. Die Zeichen profitieren davon, dass die Welt immer schon eine strukturierte und schematisierte ist; und sie treiben diese Strukturierung und Schematisierung weiter, indem sie die Schemata selbst reifizieren. Mit den materiellen Signifikanten versieht man die Schemata mit dinghaft-stabilen Etiketten, um sie festzuschreiben und ihre ›Identität‹ zu fixieren.

Und weil Zeichen abhängig sind vom Zeichengebrauch (und damit wieder von Iterationen), setzt sich auch die Doppelbewegung in der Sphäre der Zeichen fort: Jede einzelne Iteration kommt der Identität und der Stabilität des einzelnen Zeichens und seiner Differenzierung gegenüber anderen Zeichen zugute.

Und schließlich geht auch der abstrakte Charakter der Zeichen auf die Schematisierung zurück: Wenn es möglich ist, mithilfe einer relativ geringen Zahl von Zeichen eine sehr komplexe Welt zu erschließen, dann nur deshalb, weil die Zeichen hoch typisiert, schematischer und abstrakter als das Bezeichnete sind. Auch die Abstraktion ist Resultat des hier skizzierten Konventionalisierungs- und Typisierungsprozesses; und so entsteht die Möglichkeit, auch Probleme der *Form* und spezifisch ›abstrakte‹ Systeme wie die Formalsprachen oder auch die Musik¹³ in anschlussfähigen Termen zu diskutieren. Das ist – in meinen Augen – der Grundmechanismus der Semiose,¹⁴ die Regel, auf der alles, was mit Zeichen zu tun hat, fußt.

9. Ähnlichkeit

Was nun bedeutet dies – quasi umgekehrt – für die Ähnlichkeit? Ich denke, dass auch hierauf nun eine Antwort möglich ist. *Die Semiose nämlich hat die Pointe, dass sie das Feld des Ähnlichen in Identität und Differenz aufspaltet und zerlegt.*

Wenn die Theorie die Ähnlichkeit verwirft und Identität und Differenz favorisiert,¹⁵ also vollzieht sie nur nach, was innerhalb der Medien selbst sich abspielt, was – seit es Medien gibt – der hauptsächliche Prozess der Medien, ihr Kennzeichen, ihre eigentliche Leistung ist: *Die Medien arbeiten ständig Ähnlichkeit in Identität und Differenz um.*

Wenn Ähnlichkeit bedrohlich ist, schwirrend-ambig und kaum theoriefähig, müssen Identität und Differenz als ein sicheres Bollwerk erscheinen. Schema-bildung, Zeichenprozesse und Zeichensysteme, die, wie ich gezeigt habe, in ihrem Funktionieren von Ähnlichkeit abhängig sind, stehen deshalb gleichzeitig für die Überwindung der Ähnlichkeit; für deren Verwandlung in etwas Festes, das nicht mehr bedrohlich oder nicht mehr ganz so bedrohlich ist.

¹³ ... was zu klären sicherlich eine eigene, mehr als interessante Aufgabe wäre ...

¹⁴ Noch einmal: ›Mechanismus‹, ich habe es mehrfach gesagt, ist eine Metapher, weil der Zusammenhang – selbstverständlich – kein mechanischer ist; sie soll den Blick auf die Tatsache lenken, dass es um Regularitäten geht; um ein Zusammenspiel vieler Faktoren, die funktional miteinander verbunden sind, und das selbst einen stabil konventionalisierten Charakter hat. (Im selben Sinn hat etwa Freud von einem ›Psychischen Apparat‹ gesprochen ...).

¹⁵ ... Differenz mehr als Identität; das war die These in meinem dritten Kapitel.

Und gleichzeitig ist diese Lösung scheinhaft, weil die Ähnlichkeit – kaum gebannt – wie das Verdrängte zurückkehrt. Zum einen, insofern es eine tatsächliche ›Identität‹ nicht gibt, weil Identität nichts als ein Grenzwert im Spektrum der Ähnlichkeit ist, und im Vorgang des Identifizierens immer etwas übrig bleibt, was eben doch unähnlich bleibt und jede ›Identität‹ unterläuft; zum zweiten weil für die Differenz – auch wenn dies strittiger ist – letztlich dasselbe gilt; und schließlich, insofern die Iterationen die Zeichen keineswegs nur stabilisieren; denn jede neue Iteration, das war das Argument Derridas, setzt das Zeichen den Anfechtungen eines neuen Kontextes aus, was das Spiel von Identität und Differenz neu eröffnet.

Wenn an all dem etwas dran ist, *entstehen Zeichen aus dem Material der Ähnlichkeit, die sie gleichzeitig hinter sich zurücklassen und vergessen machen*. Identität und Differenz sind das Resultat einer Überakzentuierung; ›Identität‹ übertreibt den Aspekt der Ähnlichkeit, bis zumindest scheinbar jede Spur von Differenz sich verflüchtigt; ›Differenz‹ überakzentuiert die Unterschiede, die die Dinge voneinander trennen, auch wenn sie in anderer Hinsicht ähnlich sind.¹⁶

Als Übertreibung/Überakzentuierung sind Identität und Differenz weniger stabil als gedacht. Die Ähnlichkeit sucht sie heim. Auch in dieser Hinsicht erweist sich die Ähnlichkeit als überraschend vital...

10. Medien

In den Mittelpunkt des Medialen – und man wird dies noch einmal hervorheben müssen, weil es in meinem Fach keineswegs Konsens oder Standard ist – rücken damit Schema und Zeichen. Nicht Kommunikation oder Technik, nicht die Einzel-Medien, die in ihrer Verschiedenheit immer wieder die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, nicht die Regeln der Nachrichtentechnik, die ›Information‹ oder ›das Digitale‹, sondern allein die gemeinsame/übergreifende Eigenschaft, mit Schematisierung zu operieren, macht die Medien aus.

¹⁶ »Rosch et al. (1976) argue that the distribution of features among concepts results in natural clusters that maximize within-category similarity and minimize between-category similarity.« (Ramscar, Michael; Port, Robert: Categorization (without categories). In: Dabrowska, E.; Divjak, D. (Hg.): Handbook of Cognitive Linguistics. Berlin/ Boston: de Gruyter Mouton, S. 75–99, S. 81 (Hervorh. H. W.)). Die Stelle wurde im Kapitel ›Identität‹ schon zitiert.

Medien, das wäre meine Schlussthese, organisieren Ähnlichkeit. Oder genauer:

1. *Medien sind gesellschaftliche Maschinen, die Komplexität reduzieren, indem sie Ähnlichkeit beobachten, schematisieren / typisieren und dem Diskurs typisiert – als Zeichenset – wieder zur Verfügung stellen.*
2. *Medien bannen das Unheimliche, das der Ähnlichkeit anhaftet, indem sie diese in Identität und Differenz aufspalten, durch die Schaffung von Zeichen als Quasi-Objekten, durch Konventionalisierung und Reifizierung.*
3. *Und gleichzeitig stellt jeder neue Text, jedes neue Bild, jeder Algorithmus die Frage neu und setzt das Spiel zwischen ähnlich und unähnlich, Identität und Differenz auch gegen die etablierten Zeichen immer wieder in Gang.*